Dem

denkenden und unpartheyischen

Publikum

gewidmet.

Hempel, Chr.

Ueber die

Thorheiten

meiner

Zeitgenoßen

oder

Versuch

einer neuen

Charakteristik

der Menschen, vornehmlich der Deutschen.

Hamburg, 1792.
bey F. Bachmann und J. H. Gundermann.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/ueberdiethorheit01hemp

KBR
Jantz
#989

Erstes Kapitel.

Der Verfasser von sich und dem Zwecke dieser Schrift.

I.

Ich schreibe Charaktere. Andere schreiben Predigten, Gebetbücher, Vernunftlehren, Moralen, Wochenschriften, Wirthschaftsregeln, Kritiken, Romane u. s. w. Jeder nach seinen Fähigkeiten und Neigungen. Jeder in der guten Absicht, der Welt nützlich zu werden. Wenigstens behaupte ich dieß eben so von mir, wie jeder andere Schriftsteller von sich. Doch bin ich keinesweges so eitel, wie viele von jenen, die sich für bewundernswürdig halten und mit einem allgemeinen Beyfalle schmeicheln. Ich kenne meine Materie. Ich kenne mich. Ich will zufrieden seyn, wenn man mich nur erträglich findet.

Sollte allenfalls auch nur einer meiner Leser sich eines groben Fehlers, den ich in dieser Schrift getadelt habe, schämen und ihn ablegen,

so wäre der Welt meine Schrift schon nicht unnütz, und ein Theil meiner guten Absicht erreicht.

2.

Wenig Personen, die denken können, haben bey einerley Gegenständen einerley Einfälle. Dieß ist eine bekannte Sache, wider welche sich, wie mich dünkt, nicht viel einwenden läßt. Die Menschen sind einmal so eingerichtet, daß sie nicht nach einerley Form denken können und sollen. Man wird es also nicht befremdend finden, daß ich hier öfters nach meiner Art zu denken gedacht habe.

3.

Ich bin ein ehrlicher Mann. Auf diesen Ruhm kann ich trotzen. Wer mich für einen Dieb hält, den erkenne ich für einen Verläumder. Es ist kein gestohlner Gedanke unter den meinigen. Ist ja einer, welchen ein anderer Schriftsteller schon vor mir gedacht, oder welcher mit einem von ihm einige Aehnlichkeit hat, darunter anzutreffen, so habe ich ihn entweder selbst schon angezeigt, oder sein Daseyn ist weiter nichts, als ein bloßes Ohngefähr. — Zwey Wanderer können gar leicht auf einerley Wege einerley Blumen pflücken.

4.

Theophrast und La-Bruyere sind, ich leugne es nicht, meine Vorgänger gewesen. Ich bin ihr Nachfolger, aber nicht ihr Sklav. Wir begegnen uns bisweilen, doch keinesweges mit Vorsatz, weder von meiner, noch von ihrer Seite. Von meiner darum nicht, weil ich mir nicht gern in vornehmer Gesellschaft Zwang anthue. Von ihrer — weil sie schon lange an dem Orte sind, wo ich erst hin will. So oft es indessen geschieht, so habe ich allemal zu viel Ehrerbietung für sie, als daß ich ihnen nicht ausweichen sollte.

5.

Jede Nation hat ihre besondern Thorheiten, so wie beynahe jedes Menschengeschlecht. Es kömmt also niemals ein Tadler zu spät. Meine Vorgänger spotteten über die Fehler ihrer Völker und Zeitalter. Ich hingegen belustige mich über die Schwachheiten meiner Nation und meines Jahrhunderts. — Theophrast hatte es einst mit griechischen, La-Bruyere mit französischen, und ich, (ohne Ruhm zu melden,) habe es jetzt mit deutschen Narren zu thun.

6.

Man wird mich selbst tadeln? — Immerhin! Dieß muß sich jeder Schriftsteller gefallen lassen. Nur bitte ich wohlmeynend, daß man seine Kritik so vernünftig und bescheiden, als möglich, einrichte. Außerdem — werde ich den thörichten Tadler mit eben der Freyheit, deren er sich selbst bedienet, Andere zu verspotten, in die lustige Reihe derer stellen, die in der Fortsetzung dieser Schrift das nächste Recht haben, lächerlich gemacht zu werden.

7.

Ich schreibe kein System. Man erwarte also in diesem Werke nicht die steife Ordnung, die in einem philosophischen oder theologischen Lehrbuche herrscht. Ich habe meine Gedanken oft so einzeln und zerstreut aufgesetzt, wie sie mir eingefallen sind. Unterdessen will ich mich doch bemühen, sie, so viel möglich, unter gewisse Rubriken zu bringen.

Zweytes Kapitel,

in welchem einige gute Gedanken von Gott vorausgeschickt werden.

8.

Der Gedanke an Gottes Wesen und Eigenschaften wird, wenn er recht tief gedacht wird, ein Meer von Betrachtungen, worinne man versinkt — ein Labyrinth von Ideen, worinne man sich verlieret. Das Nichtseyn der Welt läßt sich ohne Schwierigkeit denken — Beweis genug, daß sie weder nothwendig, noch ewig ist — Aber wer ist im Stande, sich das Nichtseyn Gottes vorzustellen? — Versucht es, Weise! und macht ihn mit samt der Welt zu einem Undinge. Nehmet ihn im Geiste hinweg, den Urheber aller endlichen Wesen. Was wird euch übrig bleiben? — Ein Nichts, ein finstres und undenkbares Nichts, wofür euch grausen, wobey euch schwindeln wird. — Versucht es ferner, ihn anders denken zu wollen, als er wirklich gedacht werden muß, und ihr werdet auf Irrthümer und Widersprüche gerathen, vor denen jeder gesunde Menschenverstand erschrickt, jede von Gott erleuchtete Vernunft schaudert und zurückbebt. —

9.

Man sage nicht, daß nur der Moralist den Gottesverächter so abscheulich schildere. Nein! er charakterisirt sich selber so, er mag reden oder handeln.

18.

Mitten in den heitersten Vergnügungen, worinne der Freund der Eitelkeit jauchzet, fähret der Gedanke: Es ist ein Gott! ihm bisweilen so schnell, wie ein Blitz, durch die Seele, und zerschmettert ihm alle seine Freuden.

Mitten in den finstersten Unruhen, worinne der leidende Tugendfreund seufzet, fähret der Gedanke: Es ist ein Gott! ihm nicht selten, wie ein Lichtstrahl, durch die Seele, und zerstreuet ihm allen seinen Kummer.

11.

Es giebt Leute, so gar unter denen, die sich Weise nennen, welche aus der unendlichen Größe und Hoheit Gottes den Schluß machen wollen, daß er jeden einzelnen Menschen, Acht auf ihn zu haben und Sorge für ihn zu tragen, nicht würdigen könne. Allein ich dächte, es ließe sich vielmehr das Gegentheil daraus abnehmen. Eben darum, weil Gott so unendlich groß und mächtig ist, entgehet seinem Aufsehen und seiner Vorsorge keines seiner Geschöpfe, so

klein

klein und unbedeutend es auch scheinen mag. Die Regierung des Ganzen, womit sich ein irdischer Monarch begnügen muß, ist im Grunde mehr ein Merkmal seiner Einschränkung und seines Unvermögens, als ein Kennzeichen seiner Größe und seiner Vollkommenheit, wozu es sein Stolz und die Schmeicheley seiner Höflinge so gern zu machen suchen. Gott hingegen, dem allmächtigen Beherrscher der Welt, ist, in Ansehung seiner liebreichen Vorsorge für alle seine Geschöpfe, weder das kleineste zu klein, noch das größeste zu groß.

12.

Gott und der Mensch; welch ein Abstand zwischen diesen beyden! — Jener der Allerheiligste, dieser der Allerverderbteste. — Man glaube nicht, daß ich mir und meinen Brüdern hiermit zu viel thue. Wir wollen aufrichtig seyn, und uns Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Auch der beste unter uns ist, wenn man ihn mit Gott vergleicht, im Grunde ein Taugenichts. Gleichwohl sollen sich, nach der Schrift, diese beyden so ungleichen Wesen mit einander vereinigen. Der Mensch soll eben die Gesinnung annehmen, welche der Gottheit eigen ist, und dadurch zu dem hohen Mitgenusse der Glückseligkeit gelangen, deren sich sonst Niemand,

mand, als sie, zu erfreuen hat, und nach welcher derselbe außerdem vergeblich streben würde. Aber wie ist das möglich? fragt die Vernunft. Wer ist im Stande, eine so ungeheure Metamorphose, ein so erstaunliches Wunder der Bekehrung in dem Menschen zu wirken? — Wer sonst, antwortet die Schrift, als der Geist dessen, der alles vermag, als Gott, dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist? —

13.

Man kann nicht lange mit Andacht an Gott denken, ohne (so tief ist der Hang zum Bösen in uns eingewurzelt!) durch tausenderley Gegenstände von außen daran verhindert, oder davon abgezogen zu werden. Wie kränkt dieß oft den Frommen, und wird bey ihm zu einem kräftigen Antriebe, demüthig zu seyn, und sich des wirklichen Guten, das er durch die Gnade Gottes im Geistlichen besitzt, nicht zu überheben! —

Drittes Kapitel,

worinne von den Menschen überhaupt etwas gesagt wird.

14.

Seitdem die Menschen nicht mehr das sind, was sie ehemals waren, da sie zuerst aus den Händen des Schöpfers giengen, sind sie mit unzähligen Schwachheiten und Gebrechen behaftet, und mit tausenderley Thorheiten und Lastern beladen. Ihr Charakter ist ungleich und widersprechend. Ihre Begierden sind ausschweifend und heftig. Ihr Herz ist, wie eine Tiefe, die Niemand ergründen kann, und wie ein Rohr, das jeder Hauch bewegt. Ihre Seele, dieses so vortrefliche Wesen, in Ansehung dessen sie den Engeln gleichen, schwimmt, so zu sagen, auf einem Strome thierischer Leidenschaften, und läßt sich von der Gewalt desselben bald da, bald dorthin reißen. Mit einem Worte, nichts ist nach seinem Falle sich selbst ungleicher geworden, als der Mensch. Er ist eben so räthselhaft, als er verderbt ist. Er will etwas, ohne es zu thun, und thut etwas, ohne es zu wollen. Er wünschet bald dieses, bald jenes, ist am Morgen dieser, am Abend einer andern Meynung,

und hasset in der darauf folgenden Stunde das, was er in der vorhergehenden geliebet hat. Sein Herz verwirft, was sein Verstand billiget, oder heisset das gut, was jener tadelt. Es ist, als wenn zwey Geister von verschiedener Natur in ihm wohnten, die unaufhörlich mit einander kämpften und stritten. Noch am vernünftigsten und glücklichsten scheinet er alsdann zu seyn, wenn seine Leidenschaften ruhen, und seine Begierden schweigen. Sobald aber diese in Aufruhr gerathen, so höret er auf, den Namen eines Menschen zu verdienen, Vernunft und Zufriedenheit verlassen ihn, und er wird geringer und unglücklicher, als ein Thier.

15.

Die Menschen, moralisch betrachtet, sind weiter nichts, als ein großer Haufe Böse wichter aller Art, worunter die, welche nicht so schlimm sind, als die übrigen, für Fromme gelten.

16.

Man hat von jeher unter den Weisen diese zwo Fragen aufgeworfen: „Wie ist das moralische Böse zu den Menschen gekommen? — Und wie kann es bey denselben, wo nicht ausgerottet, doch wenigstens vermindert werden? — Diese Fragen hat kein Philosoph des Heidenthums

thums jemals hinlänglich zu erörtern gewußt. Nur in den heiligen Büchern der Christen findet sich hierauf eine Antwort, die, ohne gelehrt und spitzfindig zu seyn, allen Einwürfen der Zweifler die vollkommenste Genüge thut.

17.

Wenn man die Menschen fast in allen Stücken so gar thöricht und lasterhaft handeln sieht, so muß man entweder zweifeln, ob sie den Verstand und die Tugend wirklich für etwas mehr, als für bloße Hirngespinste halten, oder man muß die Gewißheit ihres Falles erkennen und über die Größe desselben erstaunen.

18.

Alles, was die Menschen, als Menschen, thun, geschieht eigentlich nur ihrer selbst wegen. Die Liebe gegen Andere ist bey denen, die keine Christen sind, nur ein bloßer Vorwand.

19.

Daß die Menschen die Weisheit noch für Weisheit, und die Tugend noch für Tugend erkennen, ist ein sichres Merkmal ihrer ehemaligen Aehnlichkeit mit Gott; daß sie aber ihr Leben so wenig nach dieser Erkenntniß einzurichten suchen, ist ein deutlicher Beweis, daß sie jene Aehnlichkeit, zwar nicht ganz, aber doch größtentheils verloren haben.

20.

Die Klagen über die Mühe, welche die Tugend verursacht, wenn man es darinne zu einer Fertigkeit bringen will, sind gemeiniglich ungerecht. Hat das Laster mit seinen unmäßigen Begierden nicht ebenfalls viel beschwerliches? Wenn mancher Mensch den nehmlichen Fleiß, den er aufs Böse wendet, aufs Güte richten wollte, ich bin versichert, er würde so gewiß tugendhaft seyn, als er itzt lasterhaft ist.

21.

Wenn die Menschen mit einemmale das würden, was sie eigentlich seyn sollten, so würde außer ihnen keine geringere Veränderung vorgehen, als in ihnen. Denn alle die Dinge, welche das Verderben, worinne sie sich befinden, von jeher erzeugt und nothwendig gemacht hat, würden dann mit demselben zugleich hinwegfallen. Dahin gehören die itzt zum Theil so unentbehrlichen und angesehenen Stände der Soldaten und Priester, Advokaten und Aerzte, Bürgermeister und Rathsherrn, Scharfrichter und Büttel, nebst einer unzähligen Menge Handwerker und Künstler, die dann weiter gar nicht nöthig seyn würden.

22.

Die meisten Menschen, die das Leben und dessen Genuß für ihr höchstes Gut achten, gehen in der That auf eine Art damit um, als wenn sie nichts unangenehmers und verächtlichers wüßten.

23.

Es giebt wenig Menschen, die sich einen vernünftigen Plan zu ihren Handlungen machen; noch viel weniger aber giebt es deren, die, wenn sie sich einen gemacht haben, ihn befolgen.

24.

Der Fürst sieht auf den Edelmann, der Edelmann auf den Gelehrten, der Gelehrte auf den Künstler, der Künstler auf den Handwerksmann, der Handwerksmann auf den Bauer mit einer Art von Verachtung herab, die sie oft vor sich selbst verbergen. Alle vergessen hierbey, daß sie Menschen einerley Ursprungs und einerley Wesens sind, deren ganzer äußerlicher Unterschied im Tode aufgehoben wird.

25.

Nach den weitläuftigen Entwürfen und Anstalten zu urtheilen, welche die Menschen, in Betreff ihres gegenwärtigen Lebens machen, sollte man beynahe auf die Gedanken kommen, als

wenn

wenn sie kein künftiges erwarteten, sondern das gegenwärtige für ewig hielten.

26.

Alle Menschen sind, wenn man die Wahrheit sagen soll, Thoren. Die, welche es in keinem so hohen Grade sind, als andere, werden Weise genennet.

27.

Um sich das Leben angenehmer zu machen, erfanden die Menschen allerley Bedürfniße und Künste, die nach und nach so häufig und unentbehrlich geworden sind, daß sie itzt nicht wenig beytragen, ihnen das Leben noch mühseliger zu machen.

28.

In der alten Welt war es weit leichter, glücklich zu seyn, als es in der neuern ist. Denn da brauchte der Mensch wenig Mittel, und erreichte diesen Zweck mehrentheils. Itzt wendet derselbe unzählige an und verfehlt ihn fast immer.

29.

Die Natur ist mit wenigem zufrieden. Ein wahres Sprüchwort, wornach sich aber wenige richten. Die meisten verlangen mehr, als die Natur, und leben mit vielem unzufrieden.

30.

Was für ein Gewühl von Menschen ist nicht in der Stadt an einem Meß- oder großen Markttage! Was suchen denn die Leute so ämsig? — Den Nutzen Anderer? — Nichts weniger! — den ihrigen.

31.

Die Menschen machen sich immer gern Steckenpferde, worauf sie sich, wie die Kinder, herumzutummeln pflegen. Man lasse sie dabey! Es ist besser, als wenn sie die Gicht hätten, oder an Krücken gingen.

Sylvius findet sein Vergnügen an Varianten-Sammeln. Phänest belustiget sich mit der Untersuchung alter Münzen. Kriton ist ein Liebhaber von Naturalien und hascht Schmetterlinge. Ruffin sucht Kupferstiche auf, jedoch nur lauter Chodowiecki's, die er, sie seyn gut oder schlecht, theuer bezahlt. Alles dies sind Schwachheiten, ich gebe es zu, aber unschuldige Schwachheiten, die zum Zeitvertreibe dienen, und in Vergleichung mit größern moralischen Uebeln, sich leicht übersehen lassen.

32.

Wer Gott weniger liebt, als den Menschen, der ist gottlos; wer den Menschen weniger achtet,

tet, als sich selbst, der ist stolz; wer sich selbst geringer schätzt, als die Materie, der ist geizig.

33.

Nichts giebt von dem greulichen Verfalle des menschlichen Verstandes und Herzens einen stärkern Beweis ab, als der Krieg, wo oft aus bloßer Ehrsucht oder gierigem Ländergeize Menschen ihres gleichen, wie Schaafe, zur Schlachtbank führen, oder wie Tiger gegen einander aufhetzen. — Ein Pyrrhus z. B. hat 50 Städte, die seine ganze Sorge und Aufmerksamkeit erfodern, wenn er sie pflichtmäßig regieren, d. i. Recht und Gerechtigkeit darinne handhaben, und Künste und Gewerbe darinne in Flor bringen will. Allein der ungestörte Besitz derselben kann ihn keinesweges zufrieden stellen. Seiner unmäßigen Herrschsucht, die er für ein löbliches Selbstgefühl hält, zur Regierung eines noch weitläuftigern Staats geboren zu seyn, dünkt sein Reich viel zu geringe, als daß er auf immer sein Vergnügen darinne finden sollte. Er sinnet daher mit seinen vertrauten Räthen Tag und Nacht auf Mittel, seine Grenzen zu erweitern und seine Staaten zu vergrößern. Man sagt ihm, daß einige Städte und Flecken seines Nachbarn ehemals seinen (des Pyrrhus) Vorfahren gehört hätten; (die

aber

aber dafür vielleicht andere nicht hatten, die Pyrrhus itzt inne hat.) Man legt ihm die geographische Karte seiner Länder vor, und zeigte ihm, daß es denselben an der gehörigen Rundung fehle, weil das Gebiete seines Nachbarn auf der einen Seite etliche Meilen tief in das seinige hineinreiche. Sogleich nimmt er hiervon Anlaß, gewisse Ansprüche zu formiren, und seinem friedfertigen Nachbar, nach einigen mit der Feder gepflogenen Unterhandlungen, den Krieg anzukündigen. Seine zahlreichen Truppen müßen sich rüsten, müssen aufbrechen, müssen nach dem Kampfplatze eilen, der sie erwartet. — Ruhe und Bequemlichkeit, stilles Gewerbe, Flor der Künste, Güter und Leben der Unterthanen werden hierbey in gar keine Betrachtung gezogen. — Man redet den angeworbenen Streitern von nichts, als Treue, Patriotismus, Ehre, Lorbern, Nachruhm und Unsterblichkeit vor, um ihren Eifer zu erhitzen, und sie gegen ihre Mitmenschen, die ihnen nichts zu leide gethan, recht blutgierig zu machen. — Sie stürzen sich also wütend in den Kampf, schlagen und werden geschlagen. Ströme des vergoßnen Menschenbluts fließen von allen Seiten wie Wasser. Die jammernden Stimmen der Beraubten, Gemißhandelten, Verwundeten und

Sterbenden tönen durch die Luft und steigen zum Himmel. Mögen sie doch! Genug, Pyrrhus bemächtiget sich der streitigen Städte und Flecken, rundet damit seine Provinzen zu, überläßt seinen ruinirten Unterthanen die Sorge, sich wieder zu erholen, und stellet noch überdies öffentliche Freudensbezeugungen und Dankgebete an, „daß der Herr der Heerschaaren für die Gerechtigkeit seiner Waffen sich so sichtbar erkläret und ihm, indem er dieselben huldreich gesegnet, so viel glänzende Siege verliehen habe.“ — Aber wie mag wohl dem Gotte des Friedens dieses lärmende te Deum gefallen, da dieser ganze, von Seiten Pyrrhus so glücklich geendigte Krieg nichts weniger, als zu seiner Ehre geführt worden ist, und alle dabey gemachte Eroberungen nicht im Stande sind, auch nur das Leben eines einzigen dabey umgekommenen Menschen aufzuwägen oder zu ersetzen? — —

34.

Es ist wahr, die 4 Monarchien der Welt und verschiedene andere große Reiche würden nicht entstanden seyn, wenn niemals Krieg in der Welt gewesen wäre; aber sind wohl die Menschen dadurch, daß sie entstanden sind, weiser, tugendhafter und glücklicher geworden? — Nimrod und Cyrus und Alexander und Cäsar

unter

unterdrückten durch ihre Herrschsucht andere Regenten, die zum Theil besser waren als sie, und ihre Unterthanen in Friede regierten; sie verschlangen sie gleichsam, um sich mit dem stolzen Titel: Großkönig, Monarch, Kaiser und Selbstherrscher brüsten zu können, und eine Menge sklavischer Völker und gekrönter Vasallen zu ihren Füssen zu sehen. — Ey! welch ein würdiger Preis für das Blut so vieler getödteten und die verlorne Ruhe so vieler unglücklich gewordenen Millionen! —

35.

Keine Wissenschaft in der Welt bleibt, bey allem Fleiße, den man darauf verwendet, unvollkommner, als die Menschenkenntniß. — Je länger man lebt und dieselbe studiert, je mehr neue und besondere Charaktere lernt man kennen.

36.

Ungeachtet den Menschen nichts lieber ist, als das Leben, so getraue ich mir doch wenig Greise zu finden, welche sich ihre verflossnen Jahre im Ernste noch einmal zurückwünschen sollten.

37.

So selten der Fall ist, zwo ganz gleiche Gesichter anzutreffen, so selten ist auch der, zwo ganz gleiche Gemüthsarten zu entdecken.

38.

Kein Fehler ist so allgemein und so tief eingewurzelt, als der Egoismus.

Fast bey allem, was jemand von sich selbst sagt, ist etwas Eigenlob, es sey so wenig als es wolle. Nun aber ist nichts unanständiger, als sich selbst zu loben. Daher vermeide man, so viel möglich, alle Gelegenheiten, von sich zu reden, es sey im Guten oder im Bösen.

Wie manchmal wird nicht sogar der Kluge, der dieser Regel nachzukommen sucht, ohne daß er es selbst merkt, ein prahlerischer Egoist!

39.

Nichts ist verdrüßlicher, als wenn man in Gesellschaften alle Augenblicke hören muß: „So bin Ich gesinnt! — So ist Meine Gewohnheit! — O es weis die Sache niemand besser, als Ich! — Soll ich Ihnen sagen, wie Ich hierinne denke? — Ich, für meine Person, kann so etwas gar nicht ausstehen. — In diesem Stücke bin Ich ein ganz anderer Mann — habe Ich meinen Kopf für mich — werde

Ich

Ich keinem Menschen, er sey, wer er wolle, etwas nachgeben." — —

40.

Die meisten Menschen, die etwas Böses von sich sagen, thun es entweder in der Absicht, die Meynung Anderer in Ansehung ihrer, dadurch auszuforschen, oder um das Vergnügen zu haben, sich widerlegen zu hören, oder um dem, was sie von Andern Böses zu sagen Willens sind, dadurch Glauben zu verschaffen.

41.

Die Menschen kaufen und verkaufen, freyen und lassen sich freyen. Dies ist der Welt Lauf. Hierbey geht es nun freylich selten ohne Betrug ab, es sey um viel oder um wenig. Bald wird der Käufer, bald der Verkäufer, bald der Freyer, bald die Gefreyte, bald einer wie der andere betrogen.

42.

O wie habe ich bisher meine Zeit und mein Geld verschwendet! — So hört man viele Menschen seufzen, die im Herzen nichts weniger als entschlossen sind, beydes in Zukunft besser anzuwenden.

43.

Oft machen wir die Fehler, die wir in der

Jugend an Andern verspotten, zu unsern Lieblingsthorheiten im Alter.

44.

Was für Vorbereitungen machen nicht die Menschen zu ihrem künftigen Glücke! — Gleichwohl wissen die wenigsten was zu ihrem Glücke gehöre. — Die meisten sterben mitten in ihren mühsamen Vorbereitungen.

45.

Es ist kein Mensch so vollkommen, so geehrt und geliebt, der, wenn er stirbt, nicht von irgend einer Seite seinen Freunden und Verehrern einen Bewegungsgrund verschaffen sollte, sich über seinen Verlust zu beruhigen. —

46.

Um der Thränen unsrer hinterlassnen Freunde willen, verlohnt sichs warlich nicht der Mühe zu sterben. — Wie mancher gute Vater, Lehrer, Ehemann und Freund geht unvermuthet ins Reich der Todten über! Man will mit ihm ins Grab springen. Man will über seinen Verlust verzweifeln. — In wenig Wochen ist er vergessen.

Viertes Kapitel.

Von dem Verstande und dem Witze.

47.

Es giebt in den Werken des Witzes einen gewissen Grad von Schönheit und Vollkommenheit. Wer denselben erreicht, der ist ein guter Schriftsteller; wer ihn empfindet, der hat Geschmack.

48.

Man braucht der Welt nicht immer etwas Neues zu sagen. Man sage ihr nur nichts gemeines. Indessen bekömmt auch manchmal ein gemeiner Gedanke unter der Feder eines geschickten Schriftstellers ein neues Ansehen.

49.

Wenn Ihr Buch gut seyn soll, Fabius! so befleißigen Sie sich, so viel möglich, der Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Präcision. — Ohne diese vier Stücke ist es nicht möglich, gut zu schreiben und einen dauerhaften Beyfall zu finden.

50.

Man bekümmere sich zuförderst um deutliche Begriffe; dann wird der Ausdruck von sich selbst folgen.

51.

Ein verworrener Vortrag kann die herrlichsten Wahrheiten verunstalten und dem Leser eckelhaft machen.

52.

Man durchdenke ja alles recht genau, ehe man sich entschließt, es niederzuschreiben. — Man übersieht dem Verfasser eher einen falschen Ausdruck, als einen falschen Gedanken.

53.

Orgon ist mit seinem Buche fertig. Es ist leicht und verständlich geschrieben; aber eben deswegen gefällt es ihm nicht! Er ist daher entschlossen, es noch einmal vor die Hand zu nehmen, um es schwer und unverständlich zu machen.

54.

Woher kömmt es wohl, daß oft der Ungelehrte eine Wahrheit leichter einsieht, als der Gelehrte? — Er ist bescheidner und hat weniger Vorurtheile.

55.

Ein Schriftsteller, dessen Buch in der Welt Aufsehen macht, erfähret mancherley Urtheile, gute und schlechte. Die schlimmsten darunter sind ohnstreitig die, welche die Herren Kunstrichter von Profession fällen, nicht sowohl wegen

gen ihrer Strenge, als vielmehr wegen ihrer Partheylichkeit.

56.

Wenn der Kluge bey einem Buche nicht gähnt, und kaum zu merken scheint, daß er schon so viele Seiten darinne gelesen hat, so kann er gewiß glauben, daß das Buch gut ist, was auch die Kunstrichter davon sagen mögen.

57.

Herr von Hitzig beurtheilt die Bücher, wie den Wein. Wenn ihm der Spiritus hiervon nicht so gleich in die Nase fährt, so hält er ihn für schaal.

58.

Es ist keine Schrift so gut, die nicht ihre Fehler hätte. Diejenige heißt man vortreflich, welche die wenigsten hat.

59.

Wie manchmal streicht der Schriftsteller einen Gedanken hinweg, den er hätte stehen lassen sollen, oder setzet einen hinzu, den er hätte hinweglassen sollen! —

60.

So wenig ein Gesicht um deswillen, weil es keine häßlichen Flecken hat, liebenswürdig ist, eben so wenig ist eine Schrift darum angenehm, weil keine groben Fehler dieselbe verunstal-

ten. — Um schön zu seyn, müssen beyde die feinste Bildung und die regelmäßigsten Züge besitzen, die nur irgend geschickt sind, das Auge zu reizen, und die Seele mit süßem Wohlgefallen zu erfüllen.

61.

Man sieht oft zehnmal über einen unrichtigen Gedanken oder falschen Ausdruck hinweg, ohne ihn zu bemerken. Endlich entdeckt man ihn unvermuthet und erstaunet, daß man ihn nicht sogleich das erstemal wahrgenommen hat.

62.

Der Banquier und der Kaufmann sind Kenner ihrer Waaren. Sie wollen es auch von gelehrten Sachen seyn. Ich wundere mich darüber gar nicht. Der Reichthum hat viel Gewalt über die Menschen, und verdreht ihnen bisweilen die Köpfe.

63.

Die Mode, griechische, lateinische und französische Wörter in seinen Stiel mit einzuflechten, ist noch nicht so ganz vorbey, als man geglaubt hat, oder sie kömmt vielmehr ein wenig verändert wieder zurück. — Will man von neuem mit fremden Sprachen groß thun und sich schämen, die deutsche rein zu schreiben?

64.

Verlassen Sie sich nicht auf die Kabale der Rezensenten, die Sie auf Ihrer Seite haben. Wenn Ihre Schrift einmal nichts taugt, so helfen Ihnen alle erkaufte Lobeserhebungen nichts, hätten Sie sich auch dieselben hundert Thaler kosten lassen. Man kauft allenfalls Ihr Werk, blättert es durch, und legt es mit Verdruß bey Seite.

65.

Der berühmte Professor Onuphrius hat, wie seine Zuhörer versichern, einige wichtige Manuscripte druckfertig liegen. Er trägt aber noch zur Zeit Bedenken, sie der Presse zu übergeben. O möchte er doch, um noch lange berühmt zu seyn, noch lange Bedenken tragen! —

66.

Stehen Sie auf, Herr Autor! Schämen Sie sich! Was knien Sie da in Ihrer Vorrede vor dem Richterstuhle des Publikums? — Ist Ihr Buch einmal schlecht gerathen, so hilft Ihnen bey diesem strengen Richter alles Bitten um Schonung nichts. Es verschlimmert vielmehr nur Ihre Sache; denn Sie machen sich dadurch bey ihm zum voraus verdächtig, und noch überdieß, wenn ich die Wahrheit sagen soll, lächerlich.

67.

Also ist das Buch schlecht? — Erbärmlich! sage ich Ihnen. — Haben Sie es selbst gelesen? — Nein! Adrast hat mich dessen versichert. — Hat es Adrast gelesen? — Auch nicht! er hat es von Ktesiphon gehört. — Und Ktesiphon? — Weis es durch Narcissen, der sichs, unter währendem Frisiren, von seinem Bedienten hat vorlesen lassen. — In Wahrheit! ein sehr zuverläßiges Urtheil. Doch von dieser Art sind ja die meisten in der Welt, sie betreffen Personen oder Schriften.

68.

Nie sind in Deutschland so viele Bücher gedruckt worden, als itzt. Man lese nur das jedesmalige Meß-Verzeichniß, und man wird erstaunen. Doch schließe man hieraus nicht etwa auf den guten Zustand unserer Litteratur, sondern vielmehr auf die Schreibseligkeit unsrer Verfasser. Die meisten dieser Werke dauren kaum ein Jahr. Im zweyten fragt schon Niemand mehr darnach. Im dritten werden sie zwar noch verkauft, aber als Makulatur.

69.

Der Verfasser einer allgemeinen Satire ist gar nicht tadelnswürdig. Derjenige aber ist straf-

strafbar, der davon, wider die Absicht des Verfassers, eine besondere Anwendung macht.

70.

Es ist ein Stück der guten Sittenlehre, die Menschen überhaupt nach der Natur zu schildern. Es ist eine unerlaubte Satire, einzelne Personen nach dem Leben zu zeichnen. Es ist eine kluge Mischung von Satire und Moral, von dem einen Originale diesen, von dem andern jenen Zug zu nehmen, und daraus, zur Belehrung der Welt, ein neues Ganze zu bilden.

71.

Die Regeln sind mehr für die mittelmäßigen Genies, als für die großen. Diese dürfen sich weder zu viel, noch zu wenig daran binden. Im erstern Falle setzen sie sich in Gefahr, ins Steife und Aengstliche zu gerathen; im letztern aber, mit ihrer lebhaften Einbildungskraft bald da, bald dorthin zu schweifen. Jene hingegen müssen sich genau an die Vorschriften halten, die ihnen die Kunst giebt, weil sie, wenn sie davon abweichen, in ihrem Genie nichts finden, wodurch sie den Leser oder den Kunstrichter für den Mangel derselben schadlos halten könnten.

72.

Fürchten Sie nichts, Herr Autor! Schreiben Sie! Ihr Buch mag gut oder schlecht seyn. Es wird auf keinen Fall an Leuten fehlen, die Geschmack daran finden. Den Klugen werden die guten, den Narren die schlechten Stellen gefallen.

73.

Mancher Gedanke scheinet von fern natürlich und schön zu seyn, der, wenn man ihn in der Nähe betrachtet, erkünstelt und schlecht ist.

74.

Hören Sie, schreyt Philint, indem er unter dem Lesen plötzlich auffährt, wie erhaben diese Gedanken sind: „Kein Riese macht solche „Schritte über Berge und Thäler, als wir Itzt„lebenden in den Künsten und Wissenschaften. „Wir glauben aber keine Wunder mehr. Ge„schähen welche, und wären ihrer je geschehen, „so bin ich versichert, es würde sich eines bey „dem Tode des großen Friedrichs zugetra„gen haben.“ — Sie bewundern also diese Gedanken, Philint? Ich begreife dieses kaum. Sehen Sie denn nicht, daß der erste, bey einer albernen Vergleichung, gar keinen Beweis, und der letzte, bey der übertriebensten Schmeicheley, einen nur scheinbaren hat? —

75.

Uebereilen Sie sich nicht in Ihrem Urtheile, Herr Klitander! Vielleicht ist Ihnen der Stoff, wovon der Verfasser handelt, nicht bekannt genug. Vielleicht fehlt es Ihnen auch an Fähigkeit und Geduld, darüber nachzudenken. Die Begriffe, von welchen hier die Rede ist sind schwer und verworren. Lösen Sie dieselben auf, wenn Sie können. Alsdann mögen Sie es versuchen, ihren Werth zu bestimmen. Es ist ohne ihr Beyspiel wahr, (dieses bestätiget es nur,) daß es leichter ist, zu entscheiden, als zu untersuchen, leichter zu tadeln, als zu beweisen.

76.

Man hält es gemeiniglich für etwas leichtes, ein Schauspiel zu schreiben. Fast jeder junge Schriftsteller macht damit den Anfang. Die Schauspieler selbst vermengen sich damit. Aus zehen Stücken, die sie auswendig wissen, machen sie eins. Allein daß unter allen diesen Dramaturgen kein einziger Leßing ist, daß wir nur ihn allein haben, den wir andern Nationen entgegen stellen können, ist ein klarer Beweis, wie schwer es sey, in diesem Fache etwas vortreffliches zu liefern.

77.

Itzt ist die Roman-Periode der Deutschen. Alles will bey uns Romane lesen. Alles will Romane schreiben. Alles giebt selber Stoff zu Romanen.

Aber was ist ein Roman? — Nichts anders, als eine wahrscheinliche Lügen, die mit der Liebe, weil doch dieselbe einmal unsre Hauptleidenschaft ist, nothwendig verbunden seyn muß. — Oft ist nur der Grund davon erdichtet, und die Umstände sind wahr: oder der Grund davon ist wahr, und die Umstände sind erdichtet. — Meistentheils aber ist alles Lügen.

Unterdessen ist ein guter Romanschreiber, der sich in den Schranken des Wahrscheinlichen zu erhalten weis, und sein Hauptabsehen auf die Verbesserung der Sitten richtet, ganz und gar nicht zu verachten. Vielmehr ist er im Stande, mit jedem Prediger, der weiter nichts kann, als moralisiren, um den Vorzug zu streiten.

Richardson, der Britte, war ein solcher. Wie wohl verstund er die Kunst, auf die gefälligste Art lehrreich zu seyn! Hätte er auch die verstanden, sein allzufruchtbares Genie in etwas zu mäßigen und mit wenigem viel zu sagen, so wäre er ohne Zweifel vollkommen gewesen.

Wir haben keinen Richardson unter den Deutschen. Wir haben höchstens nur Marivaux und Le-Sages.

Unsere neuesten Roman-Dichter bekümmern sich weder um Moral, noch um Geschmack. Ihre größte Sorge ist die, wie sie die leeren Seiten ihres Buchs mit eben so leeren Worten ausfüllen mögen.

Die meisten fallen ins Possenhafte und Kindische, flechten ihre eigenen ehemaligen Studentenstreiche mit ein, vergiften, (was das schlimmste ist,) die Herzen der Jugend durch schädliche Grundsätze, und lieben übrigens das Unnatürliche in ihren Erdichtungen eben so sehr, als in ihren Ausdrücken.

78.

Chrysogon scheinet zu fühlen, daß sein Roman an sich selbst wenig Reiz für die Leser haben dürfte. Er sucht ihm daher durch ein Mittel zu helfen, das schon mehrern glücklich geholfen hat. — Und was ist dies für eines? — Ein paar Kupferstiche von Chodowiecki'n.

79.

Der Herr von Florimond wagt sich auch in diese Sphäre. Er ist vor kurzem von Schöpenstädt nach Schilde gereist, auf welcher Reise ihm allerhand seltsame Abentheuer, besonders

einige sehr drollichte Liebeshändel aufgestoßen sind. Diese hat er mit allem Fleiße zu Papiere gebracht, und ist nun Willens, sie zum Nutzen und Vergnügen des Publikums in den Druck zu geben.

80.

Man bedienet sich itzt gern in den Romanen geistlicher Personen zu Spielung gewisser Hauptrollen. Bald führt man Orthodoxen darinne auf, welche die Leser sowohl durch ihre Lieblosigkeiten ärgern, als durch ihre Thorheiten belustigen müssen. Bald läßt man einige von ihren Gegnern, den Neologen, darinne auftreten, die mit dem sanftesten Charakter begabt sind, und bey allen Gelegenheiten den Auftrag haben, entweder wohlthätige Handlungen zu verrichten, oder erbauliche Sittensprüche zu reden.

81.

Je närrischer itzt der Titel eines Romans klingt, um desto lieber hat man ihn. Hier sind einige zur Probe: „Fahrt zu, Kutscher! oder Begebenheiten des Ritters von Vagabond.“ — „Hilf, heilige Genoveve! oder brünstige Seufzer einer Pariser Nonne bey jetzigen bedenklichen Zeitläuften.“ — „Die Mäusefalle, oder Liebesgeschichte eines Mönchs aus Nova Zembla.“ — „Klipper Klapper, oder der lustige Müller von Venedig.“ — „Heute gehts noch! oder Tage-

buch

buch Michel Sorgenfreys, von ihm selbst geschrieben und zum Druck befördert. — " — Sollten diese Titel einem oder dem andern Buchhändler gefallen, und derselbe dadurch Lust bekommen, geistreiche Romane darnach ausarbeiten zu lassen, so wird es mir ein Vergnügen machen, ihm die Mühe, selbst welche zu ersinnen, erspart zu haben. — Ich merke dieses darum an, weil mir bekannt ist, daß einige dieser Herren oft noch albernere Titel, um darnach Romane zu verfertigen, den Schriftstellern vorzuschreiben pflegen.

82.

„Es läßt sich itzt nichts sagen, was nicht schon zuvor gesagt worden wäre *)." — Dieser Ausspruch des Terenz hat immer so ziemlich für wahr gegolten. In unsern Zeiten aber sieht man ein, daß er schlechterdings falsch ist. Jedermann will itzt etwas sagen, was noch Niemand gesagt hat.

83.

Die Einbildung, schön zu schreiben, vermehret die Zahl der schlechten Schriftsteller, so wie die Einbildung, klug zu seyn, die Zahl der Narren.

*) Nullum est jam dictum, quod non dictum sit prius. TER.

84.

Ich habe die kleinen Noten des Herrn D. Skriblers zu dem neuen Testamente gelesen. — Soll ich Ihnen meine Meynung ganz kurz davon sagen? — Der Mann gießt Wasser über einen spirituösen Text.

85.

Wer immer etwas Neues sagen will, sagt selten etwas Wahres. Man mache die Anwendung hiervon auf unsre jetzigen Herrn Reformatoren oder Renovatoren der Wissenschaften.

86.

Vor 30 Jahren riß der allgemeine Beyfall einiger großer Dichter jeden Schüler hin, Verse zu machen, mit Reimen und ohne Reime, und jeden Handwerksmann, welche zu lesen, er mochte sie verstehen oder nicht. Daher eine so ungeheure Menge elender Gedichte in jeder Art. Daher die gegenwärtige so allgemeine Verachtung der Dichtkunst in ganz Deutschland.

Man wird aber einst (dies hoffe ich zur Ehre meines Vaterlandes,) wieder davon zurückkommen; sollte es auch nicht eher geschehen, als bis der dichterische Geschmack, der itzt schon erbärmlich genug ist, noch mehr verdorben seyn, und ein allgemeines Verlangen nach einer neuen Verbesserung desselben erregt haben wird.

Wehe

Wehe indessen den armen Genies, die ein Talent zur Dichtkunst bey sich fühlen! — Man würde itzt Homeren, Miltonen und Klopstocken abweisen, wenn sie kommen, und den Buchhändlern ihre göttlichen Schriften antragen wollten. Wie vielmehr einen jungen Zögling des Parnasses, der sich noch mit nichts legitimirt hat, daß Apoll sein Vater ist, und die Musen seine Schwestern sind! —

87.

Das vornehmste, was in unsern Tagen zu einer guten Lektüre gerechnet wird, sind philosophische Flöskelchen, empfindsame Tändeleyen, moralische Sprüchwörterchen, schielende Bonmots und lustige Mährchen, meist im cynischen Geschmack. — Ein gutes Magazin hiervon liefert der so beliebte D. M. des Hrn. W..

88.

Unter dem erleuchteten und geschmackvollen Publikum versteht ein Schriftsteller blos dasjenige, welches so gefällig ist, seine Geistes-Produkte gründlich und schön zu finden.

89.

Sie haben zu viel Witz! ist eben so viel, als wenn man sagte: Sie sind ein Narr!

Sie haben zu wenig Witz! heist dagegen nichts anders, als: Sie sind nicht schlau genug. Sie lassen sich übertölpeln.

O wie witzig Sie sind! weis ich nicht besser zu erklären, als so: Sie sind ein Spaßmacher. Es hört sich Ihren Schwänken mit Lust zu.

90.

Die Republik der Gelehrten besteht aus Mitgliedern von allerley Gattungen und Fähigkeiten. Es giebt darinne Männer vom ersten, zweyten, dritten und vierten Range — Fürsten und Edelleute, Bürger und Bauern. — Es giebt darinne besonders auch Künstler und Handwerker, unter denen man, wenn man will, die Herrn Autoren, Kollektaneensammler, Geheimschreiber und Abschreiber verstehen kann. Es giebt endlich aber auch Krämer und Handlanger darinne. Und das sind die Herren Buchhändler und Buchdrucker.

91.

Die mit ihren Wissenschaften durchaus in der Welt Aufsehen oder wohl gar Epoche machen wollen, gelangen selten zu ihrem Zwecke. Und wenn sie es endlich ja so weit bringen, daß sie öffentlich bekannt werden, so erlangen sie doch mehr den Beynamen berüchtigt, als berühmt.

92.

Auf dem großen Schauplatze der Welt treten bisweilen Männer hervor, die, wie Melchisedech, ohne Eltern und ohne Geschlecht sind. Niemand wuste etwas von ihnen, ehe sie aufstunden. Niemand erbt ihren Namen, wenn sie abtreten. Sie sind die ersten und die letzten ihres Geschlechts.

Klopstock ist ein solcher Mann. Er hat seinen Ruhm nicht von seinen Vorfahren. Er hinterläßt ihn keinen Enkeln. Er ist, was er ist, durch sich selbst, und bleibt es auf immer. Der Tod, der Andere zur Vergessenheit bringt, verewigt sein Andenken.

Er schwingt sich mit seinen Gedanken zu einer Höhe, wofür einem schwindelt. Es sind aber keine leeren Dünste, worein er sich hüllt, um übernatürlich zu scheinen. Es sind wirkliche Gedanken, welche bey der schärfsten Untersuchung die Probe halten. Der Ausdruck, den er sich dazu geschaffen hat, ist der Größe seiner Gedanken gemäß. Man hat in beyden gesucht, ihn nachzuahmen. Aber er ist unnachahmlich.

93.

Rabener hat es in der Satire zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Er würde es aber vielleicht noch weiter darinne gebracht ha-

ben, wenn sein mühsames Steuer-Amt, das sich weder für sein Genie, noch für seine Denkungsart schickte, ihn nicht daran verhindert hätte. — Konnte man ihm denn nicht einen hinlänglichen Gnadengehalt geben, wie Ludewig, der 14te, seinem Boileau? —

94.

Gellert lebte mehr von der Freygebigkeit der Ausländer, als der seiner Landesleute. Diese, (besonders die Vornehmen unter ihnen,) erfuhren nicht eher etwas von seinem Daseyn, als bis ihnen jene, so zu sagen, davon Nachricht gegeben hatten. Der Marquis D'Argens, der englische Gesandte Mitchel, der damalige Dänische, der ihn für seinen König verlangte, und verschiedene andere breiteten seinen Ruhm in Dresden und in dem Lager Friedrichs, des Großen, aus, wo man von ihm zum erstenmale mit Erstaunen hörte. Die Sachsen schämten sich endlich ihrer Unachtsamkeit auf seine Verdienste, und fingen an, ihm Wohlthaten zu erweisen — als er vor Alter und Schwachheit wenig mehr genießen konnte.

95.

Für Klopstocken und Kästnern hatte ihr Vaterland weder Geld, noch Aemter. Für eine Menge unnützer Ausländer hatte es beydes.

96.

96.

O wie manches große Genie schlummert in der Dunkelheit, weil Niemand da ist, der es ans Licht zieht! — Tausende sterben unbekannt, die, wenn ihnen das Glück, oder ein Mäcen wohl gewollt hätte, eben so berühmt geworden seyn würden, als Cicero und Cäsar, oder Horaz und Virgil.

Was beklagt man sich also über den Mangel an großen Geistern? Man beklage sich vielmehr über den Mangel an großen Gönnern, welche die Wissenschaften lieben, und die dürftigen Genies in Schutz nehmen; oder man beklage sich über die Menge derer, die nur Geld für den physischen Geschmack haben, die nur gegen Komödianten und Kastraten freygebig sind, die keinen andern Ruhm kennen und zu schätzen wissen, als den, mit Menschenblute erkauften, Ruhm der Waffen.

97.

Es ist mit einem Genie, wie mit einem Demante, der nicht eher glänzt, als bis er geschliffen ist. Er hat aber doch schon zuvor seinen Werth in sich selbst.

Wie manches kleine Dorf, wie manche geringe Familie in der Stadt hat solche Demante in ihrer Mitte! Aber man giebt ihnen keine Po-

litur. Man bekümmert sich nicht um sie. Sie bleiben im Staube.

98.

Vestris war ein Tänzer und sammelte Schätze. Milton war ein Dichter, und litt Hunger. So schätzt und belohnt die Welt die Talente! Künstliche Sprünge gelten mehr bey ihr, als erhabene Gedanken.

99.

Aristarch, ein Kenner der Sprachen und Wissenschaften, bittet um eine Pension und wird abgewiesen. Man hat kein Geld für solche Pedanten. Man braucht es für Blanchard en, den Verwegenen, dessen Kopf so luftig ist, wie sein Ballon.

Ich weiß wohl, womit man ein solches Verfahren zu rechtfertigen sucht. Die Armuth, sagt man, hilft den Genies eher zu ihrer Reife, als der Reichthum. Ist sie es nicht, die man eine Erfinderin nützlicher Künste, eine Beförderin großer Handlungen, und eine Mutter berühmter Helden und Dichter nennet? — Ich gebe dieses zu, wenn dieselbe noch leicht und erträglich ist. Ist sie aber gar zu schwer und drückend, so wird sie eine Last für den Geist, die seinen Muth, statt ihn zu erheben, darnieder-

schlägt,

schlägt, und sein Feuer, statt es zu beleben, erstickt.

100.

„Die kühne Armuth hat mich angetrieben, „Gedichte zu machen *)." — So saget Horaz, und ich glaube es ihm. Aber es ist klar, daß er nur von seinen ersten Versuchen in der Dichtkunst redet. Denn so bald er durch diese dem Mäcen, der ihn dem August empfahl, bekannt geworden war, wo blieb alsdann bey ihm die kühne Armuth? —

101.

Welch ein wichtiger Unterschied ist nicht zwischen einem mächtigen Könige und einem dürftigen Dichter, so lange sie beyde leben! Im Tode und bey der Nachwelt sind sie einander vollkommen gleich. Da gehen die Auguste und die Horaze, die Ludewige und die Corneillen, die Friedriche und die Gellerte in einem Paare.

102.

Man hat itzt in den meisten Städten Deutschlands besondere Lesegesellschaften errichtet, von welchen die Mitglieder beyderley Geschlechts einander die neuesten Journale und Ro-

*) Et laris et fundi paupertas impulit audax, Vt versus facerem. — HOR. lib. 2. Ep. ad Flor.

Romane blos zum Ansehn mittheilen; denn gelesen werden sie ohnedem von den wenigsten. Weil es aber die Mode und der gute Ton der Welt einmal so mit sich bringen, einer solchen witzgleißnenden Gesellschaft beygezählet zu werden, so drängt man sich eben so sehr zu dieser eingebildeten Ehre, als sich die Gelehrten in B.. zu derjenigen drängen, Mitglieder der dasigen Academie der Wissenschaften zu heißen. — Ein Glück für euch, ihr Herren Buchhändler! die ihr eure, größtentheils geistlosen, Verlagsartikel nicht besser anzubringen wißt, als bey solchen Gesellschaften.

103.

Polemischer Ton unsrer schönen Geister *).

„Der garstige Bock!" So fein schilt W.. der witzige W.. den ehrlichen N.. in der Person seines verliebten Romanhelden, der für sieben Weiber Neigung und Temperament hatte. Und N.. der christliche Deist, der sich schon so oft in seinem Leben über die Zanksucht der Theologen ereifert hat, giebt seinem Gegner dieses Kompliment nicht weniger artig zurück: „Pfuy! der garstige Bock! — Dabey versichert noch jeder das unpartheyische Publi-

*) Weiter unten werde ich auch eine Probe geben, wie sich die philosophischen Streiter behandeln.

Publikum, daß der Andere dasselbe mit der, auf seine Schriften verlangten und auch erhaltenen, Pränumeration schändlich betrogen habe. — Möchte man nicht hierbey ausrufen: Sind das nicht garstige Böcke! — Allein, um nicht in ihren eignen Fehler zu fallen, will ich blos sagen: Sind das nicht unartige Polemiker! —

104.

Die Schauspielerzunft hat in unsern Tagen an den Declamatoren einen edlen Nebenzweig bekommen, der sie zu vervollkommnen sucht und dem Publikum bereits eben so sehr als sie zur Belustigung dienet. In beyden ist die Einrichtung und die Gewohnheit einerley. Man hat Logen, Orchester, Theater und Parterre. Man bezahlt für den Einlaß, plaudert, lacht, liebäugelt, pfeift, wenn das Stück mißfällt, und applaudirt, wenn man es schön findet. Im Uebrigen haben die Schauspieler in beyden Gattungen mit den Poeten einerley Zweck, vt prodesse velint et delectare: Nur mit dem Unterschiede, daß derselbe bey den Declamatoren ausgedehnter ist, und der Nutzen davon sich sogar bis auf die Kanzel erstrecken soll. Daher diese Herren sichs zur Pflicht machen, junge Theologen und angehende Prediger zu lehren, wie sie

Gottes

Gottes Wort unter so seltsamen Grimassen und mit einer so affektirten Stimme den Leuten vorsagen sollen, daß, wie ich glaube, der Böse selbst, wenn er zugegen wäre, sein spöttisches Lachen darüber nicht unterdrücken könnte.

105.

Der löblichen Toleranz und Preßfreyheit zufolge, kann man itzt wider die Schrift und die symb. Bücher schreiben und drucken lassen, was man will. Dies ist, daferne man nur nicht gar zu plump zu Werke geht, jedwedem zu thun erlaubt. Allein der theuren Friedfertigkeit und Menschenliebe zum Besten, darf sich heut zu Tage niemand unterstehen, wider solche Verfasser, wenn sie zumal vornehme und hochgraduirte Personen sind, weder etwas zu schreiben, noch in Druck zu geben. — Die Ursache ist vermuthlich diese, weil man Gott zu viel Philosophie zutrauet, als daß er sich über die ihn betreffenden schiefen Urtheile der Unverständigen ärgern sollte: da hingegen die Menschen als Schwache betrachtet werden, die über den Tadel Anderer gemeiniglich höchstempfindlich sind, und daher, so viel als möglich, geschont werden müssen. —

Man sage nun noch, daß unsre Zeiten nicht aufgeklärt wären!

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Von dem Geschmacke.

106.

„Vom Geschmacke ist nicht zu disputiren.“ — Dieses Sprüchwort wird von denen ganz unrecht verstanden, die damit beweisen wollen, daß es im Grunde weder einen guten, noch einen schlechten Geschmack gebe.

Wenn Erast das Saure und Theron das Süße liebt, so läßt man sie bey ihrem Appetite. Aber ist deswegen sauer und süße einerley? — Oder wenn Doranten, weil er einen verdorbenen Magen hat, vor den schmackhaftesten Speisen eckelt, und Kleon, wegen seines zarten, oder vielmehr verwöhnten Gaumens, zu viel Würze liebt, oder zu wenig Salz leiden kann, wird deswegen wohl jemand sagen, daß die Schuld hiervon an den Speisen liege, oder daß es Recht sey, ihnen viel Würze und wenig Salz zu geben? —

Eben so ist es auch, in Ansehung des moralischen Geschmacks. Da giebt es ebenfalls angenehm und bitter, sauer und süße, Salz und Würze, gute und schlechte Speisen, gesunde und

kranke

kranke Mägen, verwöhnte und unverwöhnte Gaumen.

107.

Wer das zu viel oder zu wenig Witz in einer Schrift, wer das wahre Schöne eines Gedankens und eines Ausdrucks leicht bemerkt oder fühlt, von dem kann man mit Recht sagen: Er hat Geschmack!

108.

Zuweilen ist es mit den Speisen, wie mit den Kleidertrachten. Eine gewisse Art derselben ist eine Zeitlang Mode. In unsern Tagen müssen die moralischen Köche ihren Gästen, wenn sie sich bey ihnen beliebt machen wollen, nichts, als Romane, Wochenschriften, ökonomische Beobachtungen, Religions-Novitäten und dergleichen vorsetzen; und zwar alles in ungeheurer Menge; denn der Hunger darnach ist unersättlich. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Gerichte nicht alle frisch zubereitet seyn können, sondern daß auch viele aufgewärmte, viele unschmackhafte Fricassees und Ragouts mit unterlaufen müssen.

109.

Kurz vor und unter der Regierung Augusts kannte und schätzte man in Rom den guten Geschmack, wovon die Schriften eines

Cicero's,

Cicero's, Cäsars, Virgils, Horazes und anderer noch itzo zeugen. Allein man lernte ihn gar bald verkennen und weniger schätzen. Seneka, Lukan, Plinius, der jüngere, und andere verließen ihn, um sich und Rom einen neuen zu schaffen, an welchem die Kunst weit mehr, als die Natur, Antheil hatte.

Zu Ludewigs, des 14ten, Zeiten blühete in Frankreich das goldne Jahrhundert. Corneille, Racine, Moliere, Boileau, La-Fontäne, Fenelon, Boßuet, Bourdaloue u. a. hatten gewiß den guten Geschmack, den die Alten besaßen, und den sie von ihnen erlernet hatten. Aber er blieb unter ihren Landesleuten nicht lange unverfälscht. Die spätern französischen Schriftsteller verdarben ihn, entweder durch zu viel, oder zu wenig Würze.

In Deutschland herrschte lange Jahrhunderte hindurch die geschmackloseste Schreibart und der fadeste Witz, den man sich nur denken kann. Man drückte sich in Schriften, wie im Umgange, auf das abentheuerlichste aus, wollte überall seine Belesenheit zeigen, flickte sein Buch aus vielerley Sprachen zusammen, spielte mit Wörtern und Namen, war grob, indem man spaßhaft seyn wollte, und ward dadurch den klügern Nachbarn lächerlich. Unvermuthet tra-

ten Moßheim, Jerusalem, Cramer, Gellert, Schlegel, Zachariä, Klopstock, Leßing, Rabener und andere ihnen ähnliche Schriftsteller auf, reinigten den Geschmack der Deutschen, und retteten von dieser Seite ihre Ehre. Ihre Schriften sind unter uns eben so klaßisch, als die der Zeitverwandten eines Augusts und Ludewigs.

Itzt, wo wir uns mit einer besondern Aufklärung brüsten, ist der Geschmack der Deutschen eben so beschaffen, wie der Geschmack der Römer zu den Zeiten Seneka's. Man will sich von dem gewöhnlichen entfernen und fällt ins Sonderbare. Man will sich kurz fassen und wird unverständlich. Man will den Witz nicht sparen und verschwendet ihn.

110.

Es ist, wie mich dünkt, kein geringer Beweis von dem Verfalle, in welchen der Geschmack der Deutschen gerathen ist, daß sie anfangen, Gellerten und seine Zeitgenossen zu verachten, die sich doch nach den besten Mustern der Griechen und Römer, Gallier und Britten gebildet haben. — Gellerts Fabeln, deren Stil so sanft, so fließend und zugleich so voll von dem naifsten Witze ist, werden itzt wenig mehr gelesen und noch weniger von Jemanden

empfoh-

empfohlen. Dafür lobt man Andere, worinne der Erzähler auf Stelzen geht, oder auf Schnecken reutet. Hier ist zur Probe eine Fabel, die ganz von der Güte unsers jetzigen Geschmacks in dieser Art von Gedichten zeuget. Ein scharfsinniger Recensent hat sie selbst aus einer neuern Sammlung entlehnet, die er für witziger hält, als die Gellertische, und daher bald in den Händen aller Freunde geistreicher Schriften vermuthet. Sein Beweis ist diese Fabel:

Die alte und die junge Biene.

D. j. B. Ich sammle Honig aus den schönsten Blüten,
Und steche dann und wann dabey
Die Fratzen all', die mir das Ding verbieten.

D. a. B. Wohl, liebes Kind! Gott mag dich schön behüten!
Daß immer Würdigkeit in deinem Stiche sey.
Doch wie? (der Fratzen giebts auf Erden vielerley;)
Wenn das Verbot von einem Esel wäre?

D. j. B. Den laß ich laufen, traun! ihn stechen, was für Ehre?

Vor Anführung dieser Fabel schicket der Herr Kunstrichter folgende Anmerkung her: „Es ist „schon lange, daß kein neuer Fabeldichter unter „uns aufgestanden ist; desto willkommner muß „uns dieser seyn, zumal er, wie er selbst sagt, „keiner der gelaßnen Erzähler, das heißt, „kein Nachahmer Gellerts ist. Herr Wie„land hat die Liebhaber der comischen Poesie an „eine würzreichere Speise gewöhnt, als „man vor 30 Jahren zu genießen pflegte; so „daß blos eine Erzählung, ohne Witzverbrä„mung, nicht viel Gönner unter ihnen finden „dürfte."

III.

Den jetzigen Oden-Geschmack wird man ohngefähr aus nachstehendem Gesange beurtheilen können, der aus der Sammlung eines der besten Dichter unserer Zeiten genommen, und in derselben gewiß keiner der schlechtesten ist:

Sie und Mai und Nachtigal.

Wie leuchtet milde, blaß und schön
Die Abendsonne! Sieh, wie wehn
Die Blüthen, röthlich, weiß und bunt,
Und überschnein den Gartengrund!

Wie schwimmt die kühlige Abendluft
In Mai und Nachtviolen-Duft!
Wie wölbt sich die Laube blätterschwer
So dunkelfreundlich um uns her.

Und, horch! durch Garten, Busch und Thal
Schlägt ihren Schlag die Nachtigal!
Dein Schlag schlägt mir durch Mark und Bein —
O Nachtigal! Nachtigal! schone mein!

Und, ach! in ihrer Lieblichkeit,
In ihrer Schönheit Feyerkleid
Wallt neben mir das Mädcheu mein!
O Mädchen! Mädchen! schone mein!

O schone mein! du bist so hold,
Viel holder, als der Sonne Gold.
Viel schöner, als die Blüthen all.
Viel süßer, als die Nachtigal.

Dein Auge blau und freundlichgut,
Dein Mund in seiner Rosenglut!
Dein Blick so lieb! Dein Busen rein!
O Herzensmädchen, schone mein!

In meiner Seele lebts und webts.
In meinem Herzen strebts und bebts.
Es wogt und wirbelt Fluth auf Fluth,
Es blitzt und lodert Gluth auf Gluth.

Und, horch! durch Busch und Blüthen all
Schlägt noch einmal die Nachtigal.
Dein Schlag schlägt mir durch Leben und Sein.
O Nachtigal! Nachtigal! schone mein!

Mir wird so heiß! Mir wird so weh
Um dich, du innig Innige!
Wer ist, wie ich, so stark, so held!
Ich schlüge für dich mit der ganzen Welt.

Ich stürbe für dich den heißesten Tod!
Zehntausendfachen grimmigen Tod!
Wohl grimmig, düster, wild ist er!
Doch ist die Liebe noch grimmiger!

Wer will mir rauben das Mädchen mein?
Zu Staub soll stieben sein Gebein!
Wer hadert um meine erwählte Braut?
Das Verhängniß hat mir sie angetraut!

O Mädchen! Mädchen! bleib nur mein!
So ist mir Welt und Schicksal klein!
So reißt mich von dir nicht Gewalt noch Noth.
Selbst nicht der eiserne grimmige Tod.

Rufen Sie, Herr Leser: Bravo! Bravo! und rufen Sie nicht, so sage ich Ihnen im Namen aller Liebhaber des jetzigen Geschmacks, daß Sie sich nicht auf geistreiche Verse verstehen. Wissen Sie denn auch, daß diese Gedichte den Stempel des Zeitungsschreiber-Lobs erhalten, und daß sogar Professoren der schönen Wissenschaften sie öffentlich vom Katheder herab als Muster empfohlen haben? — Sie schütteln den Kopf? — Ja, ja! verlassen Sie sich drauf. — Einige setzen so gar den Verfasser, (der sich übrigens Rosegarten nennt, und seine Gedichte 1788. in Leipzig hat drucken lassen,) unter die ersten klassischen Dichter der Deutschen.

112.

Hier ist auch etwas zur Probe von der neuesten Philosophen-Sprache, wodurch Licht in die Köpfe gebracht wird, damit sie hell und aufgeklärt denken lernen:

„Daß von einem einfachen Theile kein Bild „statt findet, ob er zwar selbst ein Theil von

„einem Bilde, das ist, von einer sinnlichen An„schauung ist, kann ihn nicht in die Sphäre des „Uebersinnlichen erheben. Einfache Wesen müs„sen allerdings über die Grenze des Sinnlichen „erhoben gedacht, und ihrem Begriffe kann kein „Bild, d. i. irgend eine Anschauung, correspon„dirend gegeben werden; aber alsdann kann „man sie auch nicht als Theile zum Sinnlichen „zählen *)." — —

„Wenn ich sage: Das, was der Möglich„keit des Zusammengesetzten zum Grunde liegt, „was also allein als nicht zusammengesetzt ge„dacht werden kann, ist das Noumen (denn im „Sinnlichen ist es nicht zu finden); so sage ich „damit nicht: Es liege dem Körper als Erschei„nung ein Aggregat von so viel einfachen We„sen, als reinen Verstandes-Wesen, zum Grun„de; sondern, ob das Uebersinnliche, was jener „Erscheinung als Substrat unterliegt, als Ding „an sich, auch zusammengesetzt oder einfach sey, „davon kann Niemand im mindesten etwas wis„sen**)." —

Was

*) **) S. die Schrift: Ueber eine neue Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll, (S. 38. und 45.) von J. K.

Was für Vorwürfe machte man nicht einst dem sel. D. Crusius, wegen der großen Dunkelheit, die in seiner Philosophie herrschen sollte! — Nun frage ich jedweden Leser von Einsicht und Unpartheylichkeit: Ob er in dieser neuen Art zu philosophiren mehr Licht wahrnimmt? —

Noch eine kleine Stelle aus diesem Buche, die besonders die Herren Theologen sehr interessant finden werden:

„Das Reich der Gnaden (im Gegensatze von dem Reiche der Natur,) „ist das Reich der Zwecke in Beziehung auf „den Endzweck." —

Ebend. S. 125.

Da, ihr Herren Volkslehrer! merkt euch diese Erklärung! — Wie unverständlich habt ihr euch nicht immer in euren Katechismen über diesen Gegenstand ausgedrückt! — Niemals konnte man recht aus euch klug werden, was ihr eigentlich unter dem Gnaden-Reiche verstündet. Hier haben wir die Sache auf einmal deutlich: „Es „ist das Reich der Zwecke in Beziehung auf den Endzweck."

113.

Die Geistlichen predigen itzt entweder im philosophischen oder im Volks-Tone.

Beyde Arten haben ihre Liebhaber. Von beyden will ich ein Paar Proben liefern.

Der philosophische Kanzelstil lautet ohngefähr so:

„Der Mensch ist ein Mensch, M. A. Z. Ich wiederhole es: Der Mensch ist ein Mensch. So wenig dieser Satz zu sagen scheinet, so viel sagt er doch wirklich. Der Mensch ist also auf der einen Seite kein Stein, keine Pflanze, keine bloße Maschine, kein bloßes Thier; aber er ist auch auf der andern Seite kein reiner Geist, kein Engel, kein noch höheres Wesen. So wenig ihm also die Eigenschaften eines Steines, einer Pflanze, eines unvernünftigen Thieres zukommen, eben so wenig kommen ihm die Vorzüge oder die Kräfte eines mit keinem so organisirten, oder mit einem vollkommenen Körper verbundenen Geistes, eines höhern Wesens zu. Der Mensch kann also auch nicht allen allen Verstand, sondern nur den Verstand eines Menschen, nicht alles Empfindungsvermögen, sondern nur das Empfindungsvermögen eines Menschen, nicht allen Scharfsinn, sondern nur den Scharfsinn eines Menschen, nicht alle Erkenntniß

und

und Einsicht, sondern nur die Erkenntniß und Einsicht eines Menschen, nicht alle mechanische oder geistige Kräfte, sondern nur die Kräfte eines Menschen haben. — — So wie das Lamm nicht die Stärke des Löwen, und der Maulwurf nicht das scharfe, weitreichende Auge des Adlers haben kann, wenn das Lamm ein Lamm, und der Maulwurf ein Maulwurf seyn, oder wenn unter den Geschöpfen Gottes auch Lämmer und Maulwürfe seyn sollen: So kann der Mensch nicht den Verstand eines höhern Wesens haben, das vielleicht ganze Welten übersieht, und ganze Welten in Bewegung setzet, wenn anders der Mensch ein Mensch seyn, oder, wenn unter den unzähligen Werken Gottes auch Menschen seyn sollten *)." —

Der beliebte Volkston, dessen sich unsre Herren Geistlichen, besonders auf dem Lande, bedienen, hat ohngefähr folgenden Klang **):

„Lie-

*) S. Zollikofers Betrachtungen über das Uebel in der Welt, auf der 9. u. 10. Seite.

**) Siehe unter mehrern Mustern dieser Art Hrn. H. G. Zerrenners Natur- und Ackerpredigten, auf der 60. 166. u. 176. Seite.

„Lieben Freunde! Wenn ihr erndten wollt; so müßt ihr erst säen, und ehe das geschieht, den Acker zur Annahme der Saat und zum Tragen des Korns vorbereiten, und das thut ihr durch mehrmaliges Pflügen. Ihr stürzt oder stoppelackert euer Feld, damit die Stoppeln von der vorigen Erndte unterkommen. Wenn diese ganz verfault oder verrottet sind; so wendet ihr denn euern Acker, und wenn er auch dadurch vielleicht noch nicht locker oder klein genug geworden, oder vielleicht neues Unkraut hervorgekommen wäre, und damit der Dünger desto besser untergebracht werde; so drittartet ihr, oder pflüget zum drittenmal, um das Feld noch besser zur Saat zuzubereiten; und denn pflüget ihr ihn zur Saat, welches ihr die Saatfuhre nennt." —

Eben so bekannte, als vortrefliche Wahrheiten. Wie müssen nicht die Bauern vor Verwunderung hierüber das Maul aufgesperrt haben! — Doch über folgendes vielleicht eben so sehr:

„Ihr wißt, l. Fr. daß es verschiedene Arten des Regens giebt, z. E. Staubregen — wenn die Tropfen ganz klein sind — Strichregen, wenn es nur auf

einen

einen Theil eurer Feldmark regnet — und Platzregen, wenn die Tropfen sehr groß sind und in ganzen Regengüßen herabstürzen." — —

Hierauf beweist der Herr Verfasser den Nutzen des Regens sehr umständlich, und sagt unter andern:

„Wißt ihr noch wohl, wie wars vor ein paar Jahren, da's so lange nicht regnete? Waren nicht viele Brunnen in unserm Dorfe so gar ausgetrocknet? Und wie klein war unser kleiner Fluß, die Sülte — ja so gar der große benachbarte Strom? Es konnte ja kein Kahn mehr fahren, und viele Waaren wurden theuer, weil nichts die Elbe herauf kommen konnte. Was wäre da nicht beynahe für eine Brodtnoth entstanden? denn die Wassermühlen giengen nur sehr langsam und konnten nichts schaffen, und zum Unglück lag der Wind auch stille, wie ihr zu sagen pflegt, oder es gieng kein Wind. Und das alles kam davon, daß es so lange nicht geregnet hatte! — Sehet ihr nun wohl, was der Regen für einen großen Nutzen hat?" — u. s. w.

114.

Unsre neuern Herrn Romanschreiber pflegen sich größtentheils so auszudrücken:

„Lieber Siegwart! siehe mich an! Guter Junge! Ich weis, wie dir ist! Laß uns vergessen was vergangen ist! Komm, küß mich einmal! Gott weis, ich bin dir herzlich gut. Komm, Xaver! (sie umarmten sich.) du lieber, guter Xaver! — Wir haben uns schon so lange nicht gesprochen. Bist doch recht vergnügt? Nicht wahr, kannst mich doch noch leiden?"

„Siegwart. — Weis Gott, ich kanns nicht aushalten, Kronhelm! — Geh! Ich bins nicht werth. Laß mich weinen! — — Wie hätt ich das denken können, daß du zu mir kommen würdest? Und so freundlich? Weis Gott, du bist ein Engel! bist kein Mensch! — Mich noch ansehen! — Mich! — O, ich möchte dich zerdrücken, Junge! — Geh! Ich kann dir nicht ins Auge sehen. Du bist gar zu freundlich. — Jesus Maria! Was ich für ein Mensch war*)." — —

Da,

*) S. die bekannte Geschichte Siegwarts, 1. Th. S. 181.

Da, lieber Leser! hörst du'n neusten Romanen-Ton. So klingt und klapt'r. Bitte mit diesem Pröbchen einstweilen vor Willen zu nehmen. Könnte dir allenfalls Stellen aus noch launichtern Geschichtchen anführen. Hab sie aber nicht gleich bey der Hand. 'S vergreift sich so was gar zu g'schwind, zumal wenn man ein Truppchen guter Freunde um sich rum hat, die gern so was drollichtes lesen und es einem abborgen. Auch in den Buchläden, wo itzt lauter solche schöne Sächelchen zu haben sind, weis Gott! wie in weiche Semmeln, kauft man drein. Ehe man sich umsieht, weg sind die Exemplare. 'S Romanen-Fach ist heut zu Tage bey meiner Treue eine rechte Goldgrube für die Buchhändler. Ganze Frachtwagen voll werden zur Michael- und Ostermesse von diesen dicken Herren nach Leipzig und von da in alle Welt geführt. Wollte daher wohl wetten, daß die 1000 Lohnkutscher, die zu dieser Frist in Wien seyn sollen, kaum im Stande wären, nur diejenigen Liebesspäßchen aufzuladen, die seit'n Ausbruche des jetzigen Türkenkriegs in Deutschland gedruckt worden sind. Alle Lumpenleute im heiligen römischen Reiche, (mögen ihrer doch warlich nicht wenig seyn,) können kaum soviel Lumpen zusammenschleppen, als Jahr aus Jahr ein

zum

zum Drucke der Romanen erfordert werden. Wie g'sagt, dieser Artikel ist eine rechte Goldgrube für die Buchhändler; gewährt dazu auch manchem Verfasser ein hübsches Stückchen Brodt; er müste denn frühzeitig, (wofür der Himmel doch jeden in Gnaden behüten wolle!) den Krampf in die rechte Hand bekommen. — Wenn du etwa auch was schnackisches schreiben willst, Leser! sags nur! Kenne etliche Buchhändler, die den fadesten und stümperlichsten Roman besser bezahlen, als das gründlichste und nützlichste Lehrbuch. Mich deucht, so'n profitabler Vorschlag ist nicht aus dem Wege zu werfen. — Was meynst du? — Kannst's mit deinen Fingern überlegen. —

Sechstes Kapitel.

Von der Philosophie, und den Philosophen.

115.

„Es geschieht nichts neues unter der Sonne, sagte Salomo, der Weise, der vor mehr, als drittehalb tausend Jahren lebte. — Hatte er Recht, dieses zu sagen? — Ich zweifle, wenn man die Weisen der jetzigen Zeiten reden höret, die sich klüger dünken, als alle Salomone der alten Welt. Diese Herren gehen in der That sehr ernstlich darauf um, alles unter und über der Sonne neu zu machen, Staat, Religion, Vernunft, Geschmack, Witz, Menschheit, ja! wo möglich, die Erde und den Himmel selber. — Sie allein wollen bleiben, wie sie sind.

116.

Einerley Sache kann nicht zugleich so und auch anders, wahr und auch falsch seyn. — Dieser Grundsatz macht in der Theologie entweder die Orthodoxie, oder die Heterodoxie zur Lügen.

117.

Wenn die Frage von der Wahrheit und Falschheit einer Sache ist, so kann ich um desto

weniger dabey gleichgiltig bleiben, je mehr ich mich und meine ganze Wohlfarth dabey interessirt finde. — Man mache die Anwendung hiervon auf die Frage von der Wahrheit und Falschheit der christlichen Religion.

118.

Die Wahrheiten müssen nothwendige Kennzeichen haben, woran man erkennen kann, daß sie Wahrheiten sind. — Der Sieg einer Parthey über die andere kann nichts zur Wahrheit machen, was nicht an sich selbst schon Wahrheit ist. — Wenn gleich ein witziger Voltäre die Kunst verstund, einen falschen Satz sehr wahrscheinlich vorzustellen, so konnte er doch mit allen den scheinbaren Siegen, die ihm sein lachender Witz über seinen Gegner verschafte, keinen einzigen Irrthum zur Wahrheit, und keine einzige Wahrheit zum Irrthum machen. Jeder Kluge seines Zeitalters entdeckte seine Sophistereyen, und gestund ein, daß Maupertuis deshalb keineswegs Unrecht hatte, weil ihn Voltäre bisweilen an der Tafel des großen Friederichs mit seinen Trugschlüssen verwirrte.

Gleiche Bewandniß hat es mit allen Erfindern und Verfechtern sonderbarer Meynungen, sie heißen Pythagores, Plato, Confuzius

zius, Epikur, Arius, Nestor, Pelagius, Mahomet, Bayle, Leßing, Bahrdt, oder wie sie sonst wollen. Sie verblenden zwar die Augen der Kurzsichtigen, die sich in zahlreicher Menge zu ihren Vertheidigern aufwerfen, und mit ihrem Houßa-Geschreye die klügern Gegner zu übertäuben suchen. Allein wenn man fragt: Sind ihre Lehren wahr? sind sie falsch? — so muß es so gewiß Gründe geben, wornach diese Fragen beurtheilt und entschieden werden müssen, als etwas wahres oder falsches in der Welt ist.

119.

Leibnitz ersann seine prästabilirte Harmonie. Sie fand Beyfall. Man erhob sie allenthalben. Wurde sie deswegen zur Wahrheit? — Huß grif den Primat des Pabstes an, und suchte ein zerstümmeltes Sakrament zu ergänzen. Man übergab ihn den Flammen, und verdammte seine Lehre. Wurde sie deswegen zum Irrthume? —

120.

Das ist ein Mann! der denkt doch! nur Schade, daß ihn Niemand versteht! so hörte ich neulich einen Schüler des berühmten Hirnrusts sagen, der über seine eigenen philosophischen Sätze liest, die ein wahrer Mischmasch

sind. So unverständlich indessen seine Lehrart ist, so fehlt es diesem Manne gleichwohl nicht an Beyfalle; denn seine Person, seine Stimme, sein Anstand, seine blumenreichen Ausdrücke, und unterweilen seine spaßhaften Einfälle, machen ihn seinen Zuhörern angenehm. Im Uebrigen zeugt von dem großen Werthe und dem herrlichen Nutzen seiner Vernunft- und Sittenlehre vornehmlich sein eigenes bekräftigendes Beyspiel. Denn keine Gemüthsart ist unbeständiger, keine Aufführung unregelmäßiger, keine Haushaltung unordentlicher, als die seinige.

121.

Ich kann mir keinen größern Thoren vorstellen, als einen sogenannten Philosophen, der an der Unsterblichkeit seiner Seele zweifelt, keinen unwissendern Menschen, als einen vorgeblichen Gelehrten, der sich mit dem Viehe in eine Klasse setzt, sich mit dem Viehe für einerley Materie hält, und sich und dem Viehe einerley Ende prophezeyet. —

Ein solcher Philosoph gleicht einem Fürsten, der sich eine Ehre daraus macht, seiner angebornen Würde zu entsagen, und sich unter die niedrigsten Sklaven zu mischen.

122.

122.

Duns, der größte Philosoph unsrer Zeiten, edirt Band auf Band, kritisirt Vernunft und Religion, scheinet zu beweisen und beweist nichts, wird gelesen und nicht verstanden. Viele zweifeln mit Recht, ob er sich selbst verstehe. Wie weit indessen dieser tiefdenkende Mann in der Erkenntniß der Wahrheit gekommen seyn müsse, kann man daraus sehen, weil er noch nicht gewiß weis, ob ein Gott sey. — Ursache genug für die Welt, und insbesondere für seine Anhänger, ihn zu bewundern! —

123.

Man hat, dünkt mich, Unrecht, den Namen Philosoph durch Weltweiser zu übersetzen. Ein Liebhaber der ächten Weisheit gilt bey der Welt selten für weise. Oder will Weltweiser so viel sagen, als ein weiser Weltbürger? so ist dieser Titel immer noch zu stolz für einen wenig wissenden Sterblichen. Der eines Philosophen ist ohnstreitig bescheidner und passender.

124.

Mit dem Worte Philosoph geht es noch am Ende, wie mit den Worten Pfaff und Schuft, die ihre ursprünglich guten Bedeutungen durch den Mißbrauch in schlechte ver-

wandelt haben. Was ist im Grunde rühmlicher, als der Name Philosoph? Gleichwohl wird itzt jeder ruchlose Bube, der seine Ausschweifungen mit Scheingründen zu rechtfertigen weis, von der Welt ein Philosoph und seine lüderlichen Streiche Philosophie genennet.

125.

Rousseaus Wittwe ließ sich im 55sten Jahre ihres Alters mit einem englischen Bedienten trauen. Voltärens hinterlassene Nichte und Haupterbin, Madame Denis, begieng die nehmliche Thorheit, indem sie in ihrem 70sten Lebensjahre einen jungen starken Bengel von niedriger Abkunft heurathete. Beyde Begebenheiten, fügt der französische Erzähler derselben hinzu, machen unsern neuern Philosophen wenig Ehre, welche die Welt bessern und reformiren wollen, und nicht einmal den nächsten um sie befindlichen Personen weisere Gesinnungen einflößen konnten.

126.

Derjenige ist ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Christ, der eine lasterhafte Person, wäre sie auch die Beherrscherin des ganzen Erdbodens, groß und bewundernswürdig nennen kann.

Die

127.

Die ganze gelehrte Welt ist itzt in einer Art von Gährung. Fast in allen Systemen geht eine wichtige Revolution vor. Alles verliert seinen gewöhnlichen Namen, alles wird umgeschmolzen, alles geschmackvoller eingerichtet. Die Fahne der Freyheit wird in dem Reiche der Wissenschaften eben so, wie in dem Gebiete der Religion, mit großem Geschreye aufgesteckt. Die Parole aber, die man sich dabey ins Ohr sagt, ist diese: „Es denke, wer kann, und glaube, wer will!“ —

128.

In unsern Tagen braucht man, um viel zu wissen, nur wenig zu lernen. Man denkt schon, wie ein Philosoph, wenn man auch noch gar nicht gedacht hat; man ist ein Moralist und lebt mit der Welt. Die Anfänger in den Wissenschaften führen schon die dreiste Sprache der Kenner, und die kleinen Katechismus-Schüler werfen sich schon zu Religions-Verbesserern auf. — Allem Vermuthen nach stehen uns entweder noch recht dumme, oder recht kluge Zeiten bevor.

129.

Wenn sich itzt zwey Philosophen öffentlich über Materien zanken, die außer ihnen vielleicht

nur sehr wenige verstehen, und die daher auch nur für sehr wenige von einigem Nutzen seyn können, so hält sich kein Journalist und Zeitungsschreiber darüber auf. Vielmehr lesen sie ihre Zankschriften mit Beyfalle, und ertheilen ihnen ihr Bravo. — Man erwäge einmal unpartheyisch nachstehende philosophische Grobheiten, die darum, weil sie keine theologischen sind, Niemanden aufzufallen scheinen. Sie sind aus einer weitläuftigen Rechtfertigung des Herrn K. gegen den Herrn E. genommen, der die sogenannte Kritik der reinen Vernunft des erstern anzugreifen gewagt hatte*):

„Herr E. muß entweder gar keinen Begriff vom Unterschiede eines logischen (formalen) und transcendentalen (materiellen) Princips der Erkenntniß haben, oder welches wahrscheinlicher ist, dieses ist eine von seinen künstlichen Wendungen u. s. w. S. 15."

„Herr E.. hat sich in seinen eignen Listen verwickelt — S. 18."

„Obgleich Herr E.. mit den Mathematikern

*) Ich habe diese Schrift schon oben angeführt. Ihr Titel ist: „Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll."

kern (ungeachtet seiner öftern Anführungen derselben) in keiner sonderlichen Bekanntschaft zu stehen scheinet — S. 31."

„Was soll man hier an Herrn E.. bezweifeln: Die Einsicht, oder die Aufrichtigkeit? — S. 55.

„Wie gar wenig Herr E.. die Kritik in ihren klärsten Sätzen verstehe, oder auch, wie er sie vorsätzlich mißverstehe u. s. w. S. 71.

„Herr E.. hat, wie es scheinet, von dem, was die Kritik Dogmatisen nennet, keinen deutlichen Begriff*). — S. 77."

„Um eine ganz klare, einfache Sache, so sehr als möglich, in Verwirrung zu bringen, bedienet sich Herr E.. allerley Mittel — S. 89."

„Noch ein anderes Kunststück, um in seinen Gegenbehauptungen ja nicht festgehalten zu werden u. s. w. S. 91."

„Man sieht, daß Herr E.. von syntheticschen Urtheilen a priori entweder schlechterdings keinen Begriff habe, oder, welches

*) Wenn solche Männer, wie Herr E.. ist, keinen deutlichen Begriff davon bekommen können, so möchte ich wissen, wer sonst? — Man beurtheile hieraus den Werth und den Nutzen einer solchen Kritik.

ches wahrscheinlicher ist, ihn absichtlich zu verwirren suche u. s. w. S. 100.

„Welche (nehmlich bloße Idee von synthetischen Urtheilen a priori) Herr E. sehr widersinnisch, nicht wesentliche nennet. — S. 101.

Ich breche hiervon ab. Meine Leser werden hoffentlich an diesen Pröbchen genug haben. O daß kein Theolog von der alten Art sich unterstünde, einem von der neuern solche Sottisen zu sagen! Wie würde man nicht laut über Lieblosigkeit, Zanksucht, Intoleranz und Mangel an Lebensart schreyen! — Nur also dem Philosophen, dem Kenner und Kritiker der gesunden Vernunft, soll es, wie es scheinet, erlaubt seyn, die Bestreiter seiner oft unbeträchtlichen Meynungen und Hypothesen ziemlich derb abzufertigen, und wohl gar, wenn sichs thun lassen will, mit den härtesten Streichen zu Boden zu schlagen. — Der Theolog hingegen, besonders der Orthodox, soll, bey tausendmal wichtigern Streitfragen, zu allen Einwürfen seiner Gegner liebreich lächeln, sie, ohne Gründe, für gegründet halten, oder wenigstens so artig seyn, und dazu schweigen.

130.

Zu Luthers Zeiten gab eine verworrene und spitzfindige Philosophie zu der Meynung Gelegenheit, daß oft nicht einerley Sache in der Theologie und Philosophie wahr seyn könne. In unsern Tagen hat man eben dieselbe Meynung, und eben dieselbe Veranlassung dazu.

131.

Ein Philosoph, dessen Lehre nicht zur Tugend führt, gesetzt, daß sie auch Niemanden geradezu zum Laster verleiten sollte, ist im Grunde weiter nichts, als ein thörichter Plauderer, vor welchem der einfältigste Schuljunge den Vorzug verdienet.

132.

Woher kömmt es, daß gemeiniglich die Weisheit der Welt Thorheit bey Gott ist? — Daher, daß die Welt nur immer alles mit ihrer elenden Vernunft ausmachen will, mehr auf die Materie sieht, als auf den Geist, mehr auf den Schein, als auf das Wesen, mehr auf sich selbst, als auf den Schöpfer.

133.

Es ist gut, wenn die Regenten Philosophen sind; nur aber dürfen sie keine Stoiker und Epicuräer seyn. Denn sind sie das erste, so behandeln sie ihre Unterthanen hart; sind sie das letzte-

letztere, so machen sie dieselben weichlich. — Haben sie aber eine solche Philosophie, wie sie Salomo zu Anfange seiner Regierung hatte, so halten sie, gleich ihm, die göttlichen Sitten und Gebote, verstehen, was gut und böse ist, und sind fähig, ein mächtig Volk zu richten. —

134.

Die meisten Menschen achten sichs für eine Schande, zu zweifeln und unwissend zu seyn. Daher reden und urtheilen sie lieber aufs Gerathewohl, als daß sie erkennen und zugestehen sollten, sie sey'n von dieser und jener Sache zu wenig unterrichtet, um darüber ein gewisses Urtheil zu fällen.

135.

Von allen übrigen Eigenschaften des Geistes kann man einen nur eingeschränkten Gebrauch machen. Allein die Richtigkeit der Vernunft ist von einem allgemeinen Nutzen in allen Theilen, Vorfällen und Verrichtungen des Lebens.

136.

Man bedienet sich der Vernunft zur Erlernung der Wissenschaften. Allein man sollte sich auch wieder der Wissenschaften zur Verbesserung der Vernunft bedienen.

Eine

137.

Eine Philosophie, die uns von der wahren Verehrung Gottes entfernt, und im Tode mit nichts anderm zu trösten weis, als mit der Vernichtung, ist die allerunseligste, die nur gedacht werden kann. Sie gleichet einem falschen Freunde, der uns da, wo wir seiner Hülfe am meisten bedürfen, nicht nur verläßt, sondern sogar noch mit dem fürchterlichsten Unglücke bedroht, und dabey auf ewig um die Liebe und den Beystand des redlichsten aller Freunde bringt.

Siebendes Kapitel.

Von Religion, Theologie und Aufklärung.

138.

Es giebt vielleicht eben so viel Religionen in der Welt, als es Menschen giebt. Allein im Grunde ist (objectivé betrachtet) doch nur eine die wahre, und kann es auch nur seyn. Der so mannichfaltige Unterschied unter denselben ist blos subjectivisch, und hat seinen Grund ganz allein in der eben so großen Verschiedenheit der menschlichen Neigungen, Temperamente und Verstandeskräfte. Ein jeder will etwas von sich an die einzige Religion flicken, die von Gott ist. Ein jeder sucht dieselbe, wo möglich, so einzurichten, daß sie sich mit seinen Leidenschaften verträgt. Mit einem Worte, ein jeder verlangt, so wie seinen eigenen Willen, also auch seine eigene Weise zu haben, Gott zu verehren. — Hieraus erkläre man sich den Ursprung so mancherley falschen und einander widersprechenden Religionen, und selbst die Quelle so vieler sonderbaren und einander entgegengesetzten Meynungen in der wahren.

139.

Man wird unter einem Haufen von Christen nicht leicht drey Personen finden, die über einen einzigen, geschweige über mehrere Glaubensartickel in allen Stücken einstimmig denken sollten. — Dieses rührt nicht von der Ungleichheit der Sache, sondern von der Ungleichheit der Personen her.

140.

Die neuesten Theologen machen sichs zur Pflicht, den Schwachgläubigen zur Stärkung, zu beweisen, daß in der Theologie und in der christlichen Religion nicht einerley Lehrsätze wahr wären, oder, mit andern Worten, daß die Theologen oft etwas lehrten, was die Christen zu glauben keine Verbindlichkeit hätten. — Man sehe hiervon mit mehrerm die merkwürdige Geschichte der Theologie des Herrn D. Schmetterlings — passim! —

141.

In vorigen Zeiten verketzerten sich die Theologen oft um nichtsbedeutender Dinge willen. In unsern Tagen halten sie, bey ihren noch so wichtigen Dissensionen, einander alle für rechtgläubig. Jene wollten keinen unter sich dulden, der nicht in allen Stücken glaubte, was sie glaubten. Diese hingegen nehmen jeden unter

sich

sich auf, er mag glauben und lehren, was er will.

142.

Daß man itzt alle polemische Schriften ohne Unterschied verdammt *), geschieht entweder darum, weil der Inhalt der Dogmen, worüber gestritten wird, uns völlig gleichgiltig ist, oder weil man die Wahrheit und Göttlichkeit derselben überhaupt bezweifelt.

143.

„Man muß sich, aus Furcht, die christliche „Einigkeit zu stören, mit keinem Glaubensgegner in einen Streit einlassen, sondern, daferne „er nicht bittweise auf andere Gedanken zu brin„gen ist, sich ihm weiter gar nicht zu widersetzen „suchen;" ist eben so thöricht gesprochen, als wenn man behaupten wollte: Man muß sich, um Kriegs-Unruhen zu vermeiden, dem einbrechenden Feinde nicht mit den Waffen in der Hand entgegenstellen, sondern ihn entweder mit guten Worten wieder heimzugehen nöthigen,

*) Dies versteht sich bloß von der Theologie. Denn wie wenig sich die Philosophen und die schönen Geister aus dem Polemisiren ein Bedenken machen, davon habe ich schon oben zwey Proben geliefert.

gen, oder, im Fall dieses nichts bey ihm fruchten sollte, das Land seiner Willkühr und Discretion überlassen.

144.

Das Wort Aufklärung ist der Wahlspruch oder das Losungswort eines großen Theils unserer heutigen Ignoranten.

145.

Ein aufgeklärter Kopf heist itzt gemeiniglich derjenige, der seinen eigenen Ideen folgt, weder richtig zu denken, noch zu schließen weis, und nur immer neue Meynungen hören oder vortragen will.

Einen solchen Aufgeklärten kann man nicht anders betrachten, als einen Kranken, der eine Art von gelehrter Mondsucht hat, und zugleich an der epidemischen Neuerungsseuche schwer darnieder liegt.

146.

Ich habe junge Studierende, besonders unter den Theologen, gekannt, die sich darum für aufgeklärt hielten, weil sie dummdreist genug waren, von allen, oder doch den meisten evangelischen Glaubens-Punkten das Gegentheil zu behaupten. — Ein wenig Natur-Kenntniß von Gott nennten sie Christenthum, und das Lesen schlüpfriger Romane Studieren.

147.

Diejenigen, welche wir itzt durchaus für die aufgeklärtesten halten sollen, sind die gelehrten Zeitungsschreiber, bey welchen mehrentheils ein wenig verdorbener Witz die Stelle gründlicher Einsichten vertreten muß. Da sie von der Religion nicht mehr für wahr annehmen, als was mit ihren eigenen leidenschaftlichen Systemen übereinstimmt, so kann man sich leicht einbilden, von was für einem Gehalte ihre Urtheile über theologische Schriften seyn müssen.

148.

Wenn die Aufklärung keine bessern Menschen macht, so ist sie unnütz, macht sie schlechtere, so ist sie schädlich. Die Erfahrung kann, dünkt mich, jeden lehren, daß die zu unsern Zeiten so gerühmte Aufklärung die Menschen, statt sie zu verbessern, vielmehr verschlimmere. Es läßt sich daher nicht ohne Grund muthmaßen, daß, wenn man die Welt so, wie bisher, aufzuklären und zu erleuchten, fortfähret, zuletzt aller Glaube an Gott, oder alle Achtung für Religion und gute Sitten daraus verschwinden werde.

149.

Alles ist in unsern Tagen aufgeklärt, alles erleuchtet, von dem Fürsten bis zum Stallknechte, von der Prinzessin bis zur Viehmagd. Die Nacht der Vorurtheile, (Religion und Gewissenhaftigkeit heißen itzt Vorurtheile,) findet sich nur noch in wenig düstern Köpfen, welche dafür von jenen, die sich für erleuchtet halten, nicht anders betrachtet werden, als mit spöttischem Mitleiden oder verächtlichem Achselzucken.

150.

Zu keiner Zeit hat man, wie Geschichte und Erfahrung beweisen, weniger auf die Religion gehalten, haben mehr Laster und schändliche Gewohnheiten geherrscht, als in der gegenwärtigen. — Und diese Zeit heißt man erleuchtet und die darinne Lebenden aufgeklärt? —

151.

Wie erleuchtet zu unsern Zeiten die Welt sey, kann man daraus sehen, daß es bey ihr gar keine Schande mehr ist, sich den abscheulichsten Ausbrüchen der Wollust zu überlassen. Man ist in dieser Art zu denken schon so weit gekommen, daß man sich öffentlich von seinen sogenannten Schwachheiten oder Galanterien so gleichgiltig, wie vom Wetter unterhält, ja, sogar sich ihrer nicht anders rühmet, als wenn

von der Ausübung wichtiger Pflichten die Rede wäre.

152.

Wenn man an den neuerlich geschehenen Unfug der holländischen und brabantischen Patrioten denkt, die ihren friedliebenden Mitbürgern die Häuser erbrachen, plünderten, zerstörten, in Brand steckten, sie selbst aber beschimpften, mißhandelten, verwundeten, ums Leben brachten — Wenn man die gegenwärtige französische Revolutions-Geschichte liest, wo man die Leiber der im Tumult erschlagenen Officiere und Magistratspersonen durch die Straßen schleppt, und ihre noch blutenden Häupter auf Stangen herumträgt, wo man sich der Laternen-Pfähle, statt der Galgen bedienet, um die verhaßten Royalisten oder Aristokraten daran zu knüpfen, wo Fischer-Weiber zu Tausenden, wie rasende Bacchantinnen, herumlaufen, und ihrem Könige die niederträchtigste Behandlung drohen, und wo man endlich die Zimmer der Königin mit Gewalt erbricht, und sie, um nicht im Bette ermordet zu werden, zur Flucht zwingt — Wenn man von der schreckenvollen Einnahme Ismails hört, wo man die jungen Kinder an die Wand schleudert, daß ihr zartes Gehirn weit umher spritzt,

wo

wo man auf hohen Bergen von Leichen herumklettert, um noch einen zu suchen, der zu tödten ist, und wo die unschuldigen Frauenspersonen erst den viehischen Begierden der Sieger zur Befriedigung, und zuletzt ihrer Grausamkeit zum Opfer dienen müssen — so weis ich in der That nicht, ob man die Zeiten, worinnen ein Attila, Tamerlan und Herzog von Alba lebten, nicht mit mehrerm Recht erleuchtet und menschenfreundlich nennen könne, als die unsrigen.

153.

Man will es zwar nicht gern eingestehen; aber das Wort Aufklärung bedeutet (zumal unter den Protestanten, bey welchen die Religion schon mehr, als zu sehr geläutert ist,) im Grunde nichts anders, als Freydenkerey und Unglauben. Doch mit dem Unterschiede, daß es in dem Munde eines Theologen einen etwas gemäßigtern Sinn hat, als in dem Munde eines Weltmanns.

154.

Die Herren Moralisten, Religions-Verbesserer, Welterleuchter und Geistliche vom neuesten Gepräge haben, wie man sagt, Welt und wissen zu leben. Sie verderben so leicht keine artige Gesellschaft, wie etwa jene alten Murrköpfe, die es zu einer Todtsünde machen

wollten, sich und Andern, auf eine lustige Art, die Zeit zu vertreiben. Kaum haben unsre ordinirten Commers-Brüder ihre Amtsverrichtungen taliter qualiter geendiget, so vertauschen sie ihre schwarzen Röcke mit bunten, und eilen an solche Oerter, wo Ceres, Bacchus und Amor oben an sitzen, wo frohe Gesänge, Scherz und Lachen mit einander abwechseln, und wo, mit einem Worte, geistliche Gespräche etwas lächerliches sind. Ich habe mir sagen lassen, daß in einer gewissen deutschen Hauptstadt die Prediger, theologischen Professores und Candidaten den Schauspielen, Concerten und öffentlichen Versammlungen ungescheut beywohnten, und daß man da in keiner Gesellschaft eher recht aufgeräumt seyn könne, als bis sich diese Herren darinne hätten sehen und hören lassen. O erleuchtete Zeiten! O verfeinerte Sitten! Ueberall erblickt man eure glänzenden Spuren, nicht nur an der freyern Welt, sondern auch an der ehrwürdigen Geistlichkeit. Aber was meynet man wohl, daß so ein Mann, wie Paulus war, sagen würde, wenn er diejenigen, die seine Nachfolger seyn, und ihn besser als ihre Vorgänger verstehen wollen, zu unsrer Zeit ein dem seinigen so entgegengesetztes Betragen annehmen sähe? — Was derselbe

sagen

sagen würde? — Hm! man würde, glaube ich, ihn schwerlich zum Worte kommen lassen, oder, daferne er seine Meynungen schriftlich aufsetzen wollte, dieselben für eben so verdächtig und untergeschoben halten, als seine Zeugnisse von der Gottheit Christi.

155.

Nichts klingt in dem Munde der neuern Theologen lächerlicher, als die Klagen über die immer mehr und mehr überhand nehmende Verachtung der Religion und des geistlichen Standes. — Wer ist denn hieran am meisten Schuld? — Wer hat denn mehr Gelegenheit dazu gegeben, als sie? —

156.

Die Herren Aufklärer wollen den Pöbel erleuchten, und von allen Vorurtheilen befreyen. In dieser Absicht entblöden sie sich nicht, ihm bald diese, bald jene Glaubenslehre verdächtig zu machen. Der Pöbel, der ohnedem voller Mißtrauen gegen die Geistlichen und voller Begierde nach einem ungebundenen Leben ist, geräth hierdurch in eine Art von Argwohne wider das ganze Christenthum, und nicht nur wider die orthodoxen Lehrer desselben, sondern fast noch mehr wider die Heterodoxen, die er unaufhörlich daran flicken und bessern sieht.

Er fragt dann nicht mehr, ob es erlaubt sey, weiter zu gehen, sondern er nimmt sich diese Freyheit selbst, geht dreist auf dem, ihm gezeigten, Wege fort, findet nach und nach die Spur der Freygeister, wo er die rechte Quelle des Lichts, daraus seine Aufklärer geschöpft, zu entdecken glaubt, und verlacht am Ende die Religion mit allen ihren Lehrern, sie mögen sich nennen und so aufrichtig stellen, wie sie wollen.

157.

Wenn das Aufklären unter uns so fortwährt, so befürchte ich, daß sich in Deutschland mit der Zeit eine eben so große Revolution, als jetzt in Frankreich, zutragen möchte.

158.

Krispin, der hochgelahrte Mann, der bisher rechtgläubig war, weil er noch nicht wußte, daß es eine Ehre wäre, irrgläubig zu seyn, ist unvermuthet ein Aufklärer und Religions-Verbesserer geworden. Mit der Liturgie oder den Kirchengebräuchen hat er den Anfang gemacht. Nichts findet er bereits abgeschmackter, als Chorhemden, Altarlichter, Priesterkrausen, Taufformeln, Privatbeichten u. dergl. Auch hat er schon hin und wieder versucht, mit gehöriger Dreistigkeit über die Existenz des

Teu-

Teufels und die Ewigkeit der Höllenstrafen zu spotten. Hierbey denket er aber nicht stehen zu bleiben. Das nächstemal, daß er wieder in eine Gesellschaft kömmt, worinne der gute Ton herrscht, ist er Willens, die Lehre von der Erbsünde und der göttlichen Strafgerechtigkeit anzugreifen. Glückt ihm dieses, wie zu vermuthen steht, so soll die Reihe auch an den heiligen Geist und die Gottheit Christi kommen. Mit dem Engeln hofft er auch bald fertig zu werden, und wer weis, ob er am Ende Gott selber fortdauren läßt. Aus dem Himmel, den er für ein Unding hält, hat er ihn schon. Mit dem armen Moses will er auch anbinden, und einen Egyptischen Weisen aus ihm machen, der die Hieroglyphen-Sprache gewußt, und die Wahrheit, z. B. bey der Geschichte des Sündenfalles unter seltsamen Bildern versteckt habe. — Durch diese und andere dergleichen Meynungen, auf die er vielleicht noch geräth, wenn er sehen wird, daß die erstern Beyfall finden, verspricht sich Krispin mit der Zeit den Ruhm, einer der aufgeklärtesten Köpfe unsers Jahrhunderts zu heißen, und zugleich das Glück, entweder Professor der Theologie auf der Uni-

versität zu N... oder Hofprediger an einem gewissen fürstlichen Hofe zu werden.

159.

Kennen Sie den kleinen Professor Schranz, der so schiebt, wenn er geht und sein eignes lockigtes Haar trägt, das immer schneeweiß gepudert ist? — Doch wer sollte einen Mann von solcher Wichtigkeit nicht kennen? — Er ist zwar noch jung, aber erwartet wohl der Verstand allemal die Zahl der Jahre? — Schranz ist ein frühzeitiges Genie, das schon zur völligen Reife gekommen ist, wenn Andere noch tief in der Knospe stecken. Als er 19 Jahr alt war, so promovirte er bereits in Magistrum, predigte zwey oder dreymal mit Zufriedenheit einiger alten Weiber, die seine Zuhörerinnen waren, und stellte sodann, ohne weitern Zeitverlust, ein Collegium homiletico-practicum an. Bald darauf bekam er Gönner, ward Professor, borgte sich von dem berühmten D. Spelz, dessen Verehrer er ist, eine theologische Handschrift, veränderte sie ein wenig mit Hülfe des Tellerschen Wörterbuchs und fieng endlich an, darüber, als über seine eigenen Sätze, Collegia zu lesen. Man versichert, daß er auf der Katheder eine eben so gute Figur machen, oder sie sich doch wenigstens zu machen einbilden soll, als auf der

Kan-

Kanzel. Uebrigens ist er sehr für die Aufklärung und das neue Reformations-Wesen eingenommen, und hoffet, daß sich der Nutzen desselben bald über den ganzen Erdboden verbreiten werde. Wider die Andersdenkenden, die er Hohlköpfe nennt, eifert er bisweilen so heftig, daß er kirschbraun im Gesichte wird, und es kein Wunder wäre, wenn er sich eine Ader zersprengte. Zwar hat die gelehrte Welt, außer ein paar theologischen Disputationen, noch nichts von ihm gesehen; aber er hat, wie ich von guter Hand weis, einige sehr wichtige Abhandlungen, theils erst unter der Feder, theils schon druckfertig liegen, wovon ich nur die vornehmsten namhaft machen will:

1) Allegorische Erklärung des Paradieses, dessen Lage und der darinne befindlichen Bäume, mit Kupfern von Chodowiecki, dazu er dem Künstler ehestens die Zeichnungen übersenden will.

2) Eine dito von der Schlange, welche Mutter Even verführte; nebst einem erbaulichen Gespräche zwischen der bösen Lust und der Unschuld — dem Herrn D. und Prof. Maulwurf zugeeignet.

3) Einige dergleichen vom Himmel und von der Hölle, von dem Kasten Noah und von dem Thurme zu Babel.

4) Noch eine — von dem Linsengerichte, für welches Esau seine Erstgeburt verkaufte. Der Verfasser ist der Meynung, daß unter der rothen Farbe des Gerichts die Schamhaftigkeit zu verstehen sey, die sich manchmal bey denen äußere, die sich erinnerten, ein moralisches Gut gegen ein physisches vertauscht zu haben.

5) Item, gründlicher und ausführlicher Beweis, daß die Hexe zu Endor ihre Kunst mit einer laterna magica verrichtet.

6) Item, Unwidersprechlicher Beweis, daß die Besessenen zu den Zeiten Christi Personen waren, die das hitzige Gallen- und Magen-Fieber hatten; nebst einem medizinischen Gutachten hierüber.

7) Zuruf an alle Freunde der Aufklärung, den Gebrauch der Orgeln abzuschaffen.

8) Item, Vorschlag zu Einrichtung eines neuen Gesangbuches, dessen sich alle christliche Religionspartheyen, und selbst die Juden, bedienen können.

9) Ueberdieß hat er noch verschiedene Satiren verfertiget, als z. B. eine auf die Altarlichter, in Versen — eine in Prosa auf den Exorzismus, die noch fulminirender klingt, als der Exorzismus selber — eine dergleichen auf die alten Kollecten, die vor dem Altare gesungen werden, und noch verschiedene andere.

Einige dieser Schriften werden bald gedruckt erscheinen, und von der Welt gewiß wohl aufgenommen werden. Mit der Herausgabe der übrigen aber will er, da ihm das gegenwärtige Publikum, so aufgeklärt es ist, hierzu doch noch nicht helle genug denkt, noch eine Zeit lang warten.

160.

D. Schleichbein, Professor der Theologie zu Olbernhausen, hat, seiner hohlen und krächzenden Stimme und der zaundürren Moral, die er vorträgt, ungeachtet, eben so vielen Beyfall im Predigen, als im Vorlesen. Wie er dazu komme, ist leicht einzusehen. Der, seiner besondern Meynungen wegen, von ihm eingenommene Student lobt ihn dem Künstler und Handwerker vor. Der gutherzige Künstler und Handwerker entsaget, um nicht dumm zu scheinen, seinem bessern Gefühle und stimmt in das

laute

laute Studentenlob mit ein. Die zum Nachahmen ohnedem sehr geneigten Frauenzimmer thun aus eben der Ursache, so oft er predigt, ein gleiches. Alle flispern einander voll gedankenloser Bewunderung ins Ohr: Ey! ist das nicht ein göttlicher Mann! — Hört doch, wie allerliebst er predigt! — Seht, wie leutselig er um sich herumblickt! — O möchte er doch alle Sonntage auftreten! — Aber, was ist denn eigentlich das Allerliebste, womit er in seinen Predigten jedermann so einnimmt? — Kann mir dieß Niemand sagen? — Frage nicht, Neugieriger! — Man möchte dir sonst eine eben so alberne, als beleidigende Antwort geben. Genug, es wird einmal in dieser Stadt eben so zur guten Lebensart gerechnet, D. Schleichbeinen zu loben, als in der Komödie, einem gewissen Schauspieler, so schlecht oft die Stellen sind, die er hersagt, zu applaudiren.

161.

Stax, mit dem Zunahmen der Dicke, hat einen eben so schwerfälligen Geist, als Körper, und sein Stil, wenn er schreibt, ist nicht leichter. — Haben Sie seine Briefe über die Aufklärung gelesen? — Jeder Gedanke darinne hat die Wassersucht — jedes Wort einen Ansatz zur Schwulst. — Es ist ein wahres Gali-

ma-

mathias, das er vermuthlich bey einem Anfalle von Podagra geschrieben, und, ich weis nicht, warum? in Briefe abgetheilt hat. Denn von dem Charakter eines Briefs haben sie nichts, als den Anfang: Hochgeehrtester Herr! und den Schluß: Gehorsamster Diener. — Fürwahr! bey einem Manne, wie Stax ist, der noch eine Reliquie von Egyptischer Finsterniß im Kopfe hat, war nichts sonderbarer, als der Einfall, über die Aufklärung zu schreiben. Zudem hatte er, als Pfarrer zu Plumpheim, hierzu keinen eigentlichen Beruf. Er konnte dafür seinen Dezem und seine Zinßhühner aufzeichnen, oder dasjenige besser durchdenken, was er den nächsten Sonntag seinen Bauern vorschwatzen wollte. Ueberdieß verräth er in seiner Schrift viel Liebe zur Partheylichkeit, da er doch das Ansehen haben will, ein abgesagter Feind derselben zu seyn. Dabey begeht er auch den Fehler, sich selbst zu widersprechen, indem er dem alten Lehrbegriffe unsrer Kirche zugethan zu seyn versichert, und doch diejenigen mit Lobeserhebungen überschüttet, die ihr einen neuen aufzudringen, oder einzureden suchen. Kurz, Stax ist mir mit seinen Briefen ein Räthsel. Seine Urtheile über die Aufklärung sind, um unpartheyisch zu seyn, meistentheils schielend.

Oft scheinet er selbst nicht mehr zu wissen, zu welcher Parthey er gehört. — O möchte sich doch jemand über ihn und seinen eigenen Kopf erbarmen, und ein Licht darinne anzünden, durch welches er hinführo heller denken und schreiben lernte! —

162.

Der Herr Professor Pankraz ist in der That ein rechter Sammelplatz des Sonderbaren. Sehr vieles, was sich sonst nicht zusammen verträgt, oder zu vertragen scheinet, ist in einer lächerlichen Mischung bey ihm anzutreffen. Er ist ein Philosoph und ein Witzling, ein Pedant und ein Stutzer, ein Liebhaber der alten und ein Freund der neuern Sprachen, ein Orthodox und — nein! dahin, um auch ein Heterodox zu werden, hat es Pankraz noch nicht bringen können. Denn da müste der gute Mann die Neuern lesen, sich ein anderes System machen, und alle seine theologischen Manuscripte umschmelzen. Welche Arbeit!

163.

Kilian, der sich so sehr von seiner eigenen Religion entfernt, will die Religionen aller Weltvölker vereinigen. Kilian, der selbst das roheste und ungebildetste Herz besitzt, nimmt sich vor, die Herzen aller seiner Mitbrüder zu ver-

verbessern. Kilian, der durch seine Schriften alle Narren klug machen will — habe ich wohl noch nöthig zu sagen, daß Kilian selber einer der größten, und schwerlich durch irgend eine Schrift klug zu machen ist? —

164.

Der gelehrte D. Bastel bleibt fest dabey, (was auch die Vernunft und die Gegner dawider einwenden mögen,) daß der Heiland, indem er von freyen Stücken Geschichten vom Teufel erzählet, und teufelische Besitzungen behauptet, im Herzen ganz anders gedacht, und hiermit nur blos den ungläubigen Juden nach dem Maule geredet habe. — Wie? ist Bastel nicht ein braver Theologe, der seinem Heilande Ehre macht? — Doch dergleichen Bastel giebt es in unsern Tagen gar viele. —

165.

Es giebt itzt sehr unnatürliche Moden, in Ansehung der Kleidertrachten, und die Welt hält sie dennoch für schön. Eben so giebt es in der jetzigen Modetheologie sehr unbiblische Meynungen, und die Welt hält sie demungeachtet für wahr. — Aber man habe nur Geduld! — Mit der Zeit wird dort die Natur und hier die Schrift schon wieder ihre alten Rechte behaupten.

166.

Itzt sind wir in der Periode der Eroberungen. Kein Wunder, daß man auch an dem Teufel zum Ritter werden, und ihm immer ein Stück nach dem andern von seinem Reiche abzwacken will. Wider alles Natur- und Völker-Recht aber ist es, daß ihm einige nicht nur die Hölle entreißen, sondern ihn sogar um sein politisches und moralisches Daseyn bringen wollen.

167.

Die sogenannten Pietisten lächerlich zu machen, gehöret zur elenden Kriegskunst der Religionsspötter. Ein solcher Sieg macht ihnen eben so wenig Ehre, als einem bewaffneten Husaren die Plünderung eines Dorfs, worinne nur noch einige alte Weiber sich befinden, die weiter nichts, als weinen und beten können.

Achtes Kapitel.

Von den gelehrten Zeitungsschreibern und Rezensenten.

168.

Das jetzige Rezensions-Wesen gleichet einer Fabrik, worinne Leute von allerley Fähigkeiten ums Lohn arbeiten. Da ein Theil des Publikums noch verblendet genug ist, den elenden Produkten solcher Fabriken seinen Beyfall zu schenken, so können sich die Herren Unternehmer noch zur Zeit auf ein gutes Einkommen dabey Rechnung machen. Die Fabrikanten selber gewinnen mit ihrer Arbeit wenig, kaum das liebe Leben. Kein Wunder, daß es gemeiniglich nur Pfuscher oder Stümper sind, oder daferne ja Leute von Talenten dazu genommen werden, so behandeln doch diese, wegen der schlechten Bezahlung, die sie bekommen, die Sache nur obenhin, und, so zu sagen, maschinenmäßig. Ihr Hauptwerkzeug ist die Feder, die aber nicht durch den Kopf, sondern blos durch die Hand regieret wird. Es ist bekannt, daß ihnen ihre Arbeit Blattweise bezahlt wird, so wie dem Zeugmacher die seinige nach der Elle. Je mehr also ein Rezensent Blätter beschmiert, um desto einträglicher ist sein Handwerk.

169.

Ein Rezensent von der gewöhnlichen Art, (denn von andern rede ich hier nicht,) nimmt das Buch, das kritisirt werden soll, gravitätisch vor sich, sieht erstlich auf den Titel nach dem Nahmen des Verfassers, und, nachdem er einen großen oder kleinen, berühmten oder unberühmten darauf findet, oder je nachdem ihm die Materie, zumal wenn sie theologisch ist, gefällt oder nicht gefällt, richtet sich schon zum Voraus sein scharfsinniges Urtheil. Hierauf wird das Buch flüchtig von ihm durchblättert, nach der Bogenzahl, den Abschnitten, Kapiteln, Paragraphen u. s. w. gesehen, hier und da eine gute, oder eine schlechte Stelle, so wie er sie zum Lobe oder Tadel des Buchs nöthig hat, ausgehoben, sich bey einem nicht genugsam bestimmten Ausdrucke aufgehalten, mit ein wenig Belesenheit gepralt, ein Körnchen verdorbenen Witz angebracht, und endlich mit der Betheurung, daß Rezensent seine Meynung unpartheyisch gesagt habe, beschlossen.

170.

„Der Autor hat uns in seinem Buche nichts „neues gesagt;" ist eine Rezensenten-Floskel, die in den meisten Fällen von einer großen Schwäche oder Abwesenheit des Verstandes zeuget.

get. Ist denn jeder Autor ein Cook, der neue Länder entdeckt? Oder sind die Wissenschaften gelehrte Moden, die sich alle Augenblicke verändern? Ich weis wohl, daß man dieselben itzt, zumal die theologischen und philosophischen, nach diesem Fuße anzunehmen und zu beurtheilen pfleget; aber aus einer streitigen Gewohnheit läßt sich noch kein Recht herleiten, und gesetzt, der Philosoph oder der Theolog könnte auch bisweilen der Welt wirklich etwas neues sagen, so ist es doch von dieser ohne Zweifel eine Thorheit, es zu fodern. Mich dünkt, es ist genug, wenn jedweder Autor das Alte, das er für gut erkennt, auf eine neue oder bequemere Art, als die gewöhnliche ist, einzukleiden und vorzutragen weis.

171.

Man kann die meisten gelehrten Zeitungsblätter nicht besser, als mit Spucknäpfen vergleichen, worein jeder von der Gesellschaft den Ueberfluß seiner Galle oder den Unflath seines Gehirns wirft.

172.

Ein Rezensent und ein Visitator haben sehr viel ähnliches. Sie durchsuchen beyde die Produkte der Menschen und — lassen sich auch beyde gern bestechen.

173.

Ich weis nicht, ob der Rezensent, der eine alberne Kritik macht, oder der Leser, der derselben blindlings Glauben beymißt, für dümmer zu halten ist.

174.

Unter meinen ehemaligen Schulkameraden, schrieb mir jüngst ein guter Freund aus B..., war auch der hiesige Herr Prof Wurmbrand. So dumm er in seiner Jugend war, wenn es aufs Lernen nützlicher Wissenschaften ankam, so schlau und verwegen war er doch, wenn es die Ausführung eines boshaften Streiches galt. — Wundern Sie sich nun noch, daß er einer der vornehmsten Mitarbeiter an der allgemeinen — deutschen — gelehrten — kritischen — Bibliothek geworden ist? —

175.

Vor den weltlichen Gerichten ist die Gewohnheit so, daß erst das Rathscollegium den Beklagten verhört und verurtheilt, ehe ihn der Scharfrichter und seine Knechte in die Hände bekommen. Bey der gelehrten Justiz aber ist es gerade umgekehrt. Da fallen die Scharfrichter und ihre Knechte erst über den Beklagten her, ehe der ordentliche Magistrat,

oder das Publikum, seine Sache untersuchen, und über ihn ein Urtheil fällen kann.

176.

Ein Kritikus, wie man ihn sonst hatte, und ein Rezensent, wie er itzt ist, sind eben so von einander unterschieden, als der Arzt und der Marktschreyer, oder der Meister und der Pfuscher.

177.

Wenn es wahr ist, was man zu sagen pflegt, daß, je verständiger und weiser einer sey, je demüthiger und bescheidener er seine und Anderer Wissenschaften beurtheile, so folgt daraus ganz unwidersprechlich, daß die meisten Rezensenten, die in ihren Kritiken so vielen Stolz und so viele Unbescheidenheit verrathen, sehr wenig Verstand und noch weniger Klugheit besitzen müssen.

178.

Es ist kein Zorn größer und gefährlicher, als der Zorn eines Gelehrten, und kein Gelehrter zorniger und rachsüchtiger, als ein Rezensent.

179.

Es giebt zu allen Zeiten, besonders jetzo, gewisse litterarische Baals; wer seine Knie vor denselben nicht beugen will, der wird von ihren Pfaffen, den Journalisten und Zeitungsschreibern, öffentlich excommuniziret und castigiret.

Neuntes Kapitel.

Von den Geistlichen und ihrer Beredtsamkeit.

180.

Ein großer Theil unsrer jetzigen Bothschafter an Christus Statt ist solchen leichtsinnigen Bothen gleich, welche den Hauptzweck, warum sie gesandt werden, vergessen, weil sie sich mit zu vielen Neben-Aufträgen beladen haben.

181.

Unsre Geistlichen sollen Prediger seyn; dazu sind sie eigentlich von Gott berufen. Da sie aber durchaus Redner seyn wollen; wozu sie Gott nicht berufen hat, so hat dieses bey ihnen die Folge, daß sie blos reden, aber nicht predigen.

182.

Ein berufener Diener des Evangelii soll — und was? — einen schwarzen Rock und gekräuselte Haare tragen? — Das kann, und, wenn es einmal so eingeführt ist, das muß er thun, um sich nicht auf eine lächerliche Art auszuzeichnen. Aber seine eigentliche Bestimmung ist es nicht; ob ich gleich nicht leugne, daß es nicht wenig Geistliche gebe, welche diese äußer-

lichen

lichen Zeichen ihrer Würde für die Würde selbst halten. — Was muß er also denn thun? — Moralisiren? — Das konnte Sokrates auch; dazu brauchte es kein besonderes Evangelium. — Nun! was denn? — Man lasse sichs einen Apostel sagen! — Er soll, spricht er, das Amt führen, das die Versöhnung prediget, und dabey vor allen Dingen den gekreuzigten Christum verkündigen — nicht mit hohen Worten menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft. — Nun! wenn das ist, so möchte ich doch gern wissen, wofür man diejenigen halten sollte, die itzt auf unsern Kanzeln stehen, und sich dieses Worts von Christo und von der Versöhnung schämen, oder ihm wohl gar widersprechen? —

183.

Die geistliche Beredtsamkeit artet zu unsern Zeiten in ein leeres Wortgepränge aus, bey welchem eine wahre Erbauung eben so wenig, als ein gründlicher Unterricht statt findet. Denn über den Worten vergißt man die Sache, sowohl von Seiten des Lehrers, als des Zuhörers.

184.

Man sieht itzt die Kirche für ein Theater und den Prediger für einen Schauspieler an. Niemand scheinet fast mehr daran zu denken, daß derselbe den Beruf hat, uns das Wort Gottes zu verkündigen, woraus wir Trost und Unterricht schöpfen sollen. Im Gegentheile hält man ihn für einen Mann, der blos zu unserer Belustigung dienet, und dafür bezahlt wird, uns des Sonntags eine Stunde lang die Zeit zu vertreiben. Daher glaubt man auch zu einer scharfen Kritik über ihn berechtigt zu seyn, die sich jedoch hauptsächlich nur auf seine Minen, seine Gestus und die Wendungen, die er seinen Worten und seinem ganzen Vortrage zu geben weis, zu erstrecken pfleget. Das übrige, nehmlich der Inhalt seiner Predigt, ist bey den meisten Zuhörern nicht viel mehr, als Nebensache. Sie hören seine Ermahnungen, so kräftig sie auch sind, gleichgiltig mit an, und vergessen sie, ehe sie nach Hause kommen.

185.

Heute, (hörte ich neulich beym Herausgehen aus der Kirche einen andächtig gewesenen Zuhörer zu einem andern sagen,) heute hat sich unser vortrefflicher Roscius gewissermaaßen selbst übertroffen! — Welche pathetische Stim-

me

me! Welcher herrliche Anstand! Welche einnehmende Gestus! — Alles harmonirte auf das genaueste mit dem, was er vortrug. — Bemerkten Sie wohl den schönen Uebergang von der Einleitung zum Hauptthema? — Doch muß ich Ihnen sagen, daß er mir im zweyten Theile noch besser gefallen hat, als im ersten. — Auch hätte ich gewünscht, daß er in der Anwendung seinem Vortrage mehr Feuer gegeben hätte. — Indessen war, im Ganzen genommen, seine Predigt unvergleichlich, und für die Anfänger ein rechtes Muster. Es ist wahr, man hört diesem Manne mit Vergnügen zu. Ich habe heute nicht ein einzigesmal weder gegähnt, noch nach meiner Uhr gesehen, wie doch sonst meine Gewohnheit ist, wenn ich einen langweiligen Redner höre. — Diesen Nachmittag wird der theure M. Blockius auftreten. Da er aber mein Mann nicht ist, und das Wetter gut zu seyn scheinet, so werde ich, statt ihn zu hören, spatzieren gehen, und irgendwo eine Flasche braun Bier trinken. Wollen Sie mir Ihre angenehme Gesellschaft gönnen? — Ich bedaure, daß ich die Ihrige entbehren muß. Ich bin seit gestern schon anderweitig versprochen. Aber auf den Abend gehe ich zur — Sie wissen schon, zu wem? — Sie kommen doch auch

hin?

hin? — Vielleicht. — Nein! Sie müssen mirs gewiß versprechen! — Nun! ich komme. — Aber gewiß? — Zuverläßig! — Leben Sie wohl! —

Man urtheile aus diesem Gespräche, dergleichen (nur mit veränderten Worten) fast alle Sonntage gehalten werden, aus welchem Gesichtspunkte man itzt einen Lehrer des Evangelii zu betrachten, und was für herrliche Früchte die neue geistliche Beredtsamkeit hervorzubringen pflege.

136.

Mancher geistliche Redner wird in einer Stadt zu einem Chrysostomus gemacht, von welchem, außer ihren Mauren, kaum jemand sprechen höret. Dies ist nicht sowohl geradezu eine Thorheit, als vielmehr eine Art von thörichter Eigenliebe. Die Herren des Orts wollen die Ehre haben, in diesem Fache etwas vortreffliches zu besitzen, und sich zugleich auf die Beurtheilung redneriſcher Talente zu verstehen.

187.

Ganz N... lobt die Beredtsamkeit seines Superintendenten. Kann ganz N... davon urtheilen? — Nein! Aber weil sie die Rathsherren und einige reiche Kaufleute loben, so loben sie die Frauenzimmer und die ganze übrige Bürgerschaft mit.

188.

Wer sich in seinem Vortrage nicht zu dem gemeinen Manne und zu solchen Vornehmen, die oft nicht viel klüger sind, als der gemeine Mann, herabzulassen weis, dem sollte gar nicht erlaubt werden, zu predigen, weil er die hierzu erforderliche Gabe der Deutlichkeit nicht besitzt. Ich sage hiermit nicht, daß ein Prediger den allzuniedrigen Volkston annehmen müsse; nein! ein populärer Vortrag und ein pöbelhafter sind zwey ganz verschiedene Dinge. So wenig der letztere sich für einen Kanzelredner geziemet, so sehr kömmt ihm doch der erstere zu, woferne er anders dem Zwecke seines öffentlichen Lehramts eine Genüge thun will.

„Den gemeinen Mann," sagt Luther, der ohnstreitig hierinne die beste Erfahrung hatte, „muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren; denn er kann es nicht „fassen. Es kommen in die Kirchen kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen „ist hohe Lehre nichts nütze, fassen auch nichts „davon, und wenn sie schon sagen: Ey! er hat „köstlich Ding gesagt; wenn man sie fraget: „Was war es denn? sagen sie, ich weis nicht. „Man muß den armen Leuten sagen: Scapha, „scapha, ficus, ficus, sie fassens dennoch kaum." —

Zehntes

Zehntes Kapitel.

Von den Regenten.

189.

In der alten Welt wählte man sich die Regenten; in der neuern erbt man sie. Dort las man sich die weisesten und gerechtesten aus; hier muß man sie annehmen, wie sie sind.

190.

Es giebt Regenten, die gütigen Vätern gleichen; sie sind aber äußerst selten. Es giebt auch Beherrscher, die strengen Despoten ähneln, dergleichen hat man in Menge. Jenen gehorcht man freywillig, diesen folgt man aus Zwang. Gegen die erstern ist der Gehorsam ein Vergnügen, gegen die letztern ist derselbe eine Prüfung.

191.

Die Fürsten brauchen, um gelobt zu werden, nur gemeinen Menschenverstand zu besitzen. Glaubt ihr denn, daß das alles wahr sey, was man von ihren geistreichen Antworten in den Zeitungen liest? — Ich glaube das wenigste hiervon. — Man müßte die Art des alles vergrößernden Gerüchts und der höfischen Schmeicheley nicht kennen. — Bedenket nur, durch

wie

wie viele Mäuler und Federn eine solche Antwort geht, ehe sie bis zu dem Zeitungsschreiber kömmt. Diese alle drehen und feilen so lange daran, bis aus einem erst ganz gemeinen Sinne nach und nach ein ziemlich witziger wird.

192.

Viele Regenten gehen mit dem Leben und den Gütern ihrer Unterthanen eben so um, wie mit der Zeit und ihrem Spielgelde. Sie fragen nicht viel darnach, ob sie etwas davon gewinnen oder verlieren, wohl oder übel anwenden.

193.

Der Eroberer kauft Länder und Städte. Die Münze, womit er sie bezahlt, ist das Blut seiner Unterthanen. Er handelt selten lange, ob es ihn ein oder zehn tausend Menschen koste, das ist ihm gleich viel, daferne er nur seinen Zweck erreicht.

194.

Die Geschenke der Fürsten sind selten Wirkungen und Beweise ihrer Einsicht und Gütherzigkeit. Mehrentheils sind Stolz, Ruhmsucht, Ueppigkeit, Wollust und bloße Phantasie die wahren Quellen, woraus sie herfließen. Man gebe nur auf diejenigen Achtung, die gemeiniglich damit begnadigt werden. Sind es nicht

fast

fast lauter Personen, die es entweder nicht verdienen, oder nicht nöthig haben? — Gesandte und Spione, Generale und Mätressen, Kammerherren und Lackeyen, Kammerjunker und Hofnarren *), Kastraten und Balletänzer, Kuriere, die etwas Gutes verkündigen, welches man ohnedem erfahren haben würde, und Projectmacher, die zu etwas Bösem rathen, das, zum Besten des Landes, auf immer ein Geheimnis bleiben sollte. — Unterdessen giebt es, dem Himmel sey Dank! auch noch Fürsten, welche ein wahres Verdienst zu schätzen und zu belohnen wissen.

195.

Die meisten großen Herren, die schlecht regieren, werden in ihrer Jugend verdorben. Kaum sind sie aus den Händen der Ammen, so fallen sie in die Hände der Schmeichler, die ihnen von nichts, als ihrer hohen Geburt, frühzeitigen Klugheit, wichtigen Bestimmung, künftigen Souveränität und unumschränkten Willkühr, von dem blinden Gehorsame, den ein Regent von seinen Völkern zu fodern berechtigt sey,

*) Diese beyden Ehrentitel sind bisweilen synonymisch. Wenigstens pfuschen die erstern Herren den letztern nicht selten ins Handwerk.

sey, u. dergl. vorschwatzen, und sie dadurch in der Folge vergessen machen, daß sie so gut Menschen sind, und sterben müssen, wie die geringsten von ihren Unterthanen.

196.

Ein Prinzen-Erzieher ist gemeiniglich der erste Schmeichler seines Eleven. Da er weis, daß seine jetzige Station, wenn er sich darinne nach Wunsche beträgt, dereinst mit einem ansehnlichen Gehalte oder Amte abwechseln soll, so vergöttert er nicht nur die durchlauchtigsten Eltern, sondern auch den durchlauchtigsten Zögling.

197.

Der Stolz ist das erste Gift, das man jungen Prinzen einflößt — die Wollust das zweyte.

198.

Weise Sparsamkeit zieret den Charakter eines Regenten eben so sehr, als ihn thörichter Geiz, wenn er sich damit befleckt, verunstaltet.

199.

Ein zur Verschwendung geneigter Landesfürst macht seine Unterthanen bey weitem nicht so unglücklich, als ein dem Geize ergebener. — Ich nehme hiebey an, daß die Gelder, die ersterer verschwendet, nicht für ausländischen Prunk hingegeben, oder hungrigen Fremdlingen zugeworfen werden, und daß letzterer die beschwer-

lichen Auflagen, wie seine todten Schätze, häuft.

200.

Nie wird ein Regent hinter den wahren Zustand seines Landes kommen, so lange er sich bloß auf die ungewissen Berichte seiner Minister verläßt. Ist ihm wirklich daran gelegen, seine Unterthanen glücklich zu machen, und vor allen Bedrückungen zu sichern, so muß er die Mühe nicht scheuen, bisweilen selbst unter ihnen herumzureisen, und dabey erhaben genug denken, auch mit den niedrigsten zu reden.

201.

Oft ist der Fürst der einzige im Lande, der nicht weis, daß es unglücklich ist.

202.

Als Philipp, König von Macedonien, einst nicht aufgelegt war, eine gemeine Frau, die sich bey ihm über ein erlittnes Unrecht beklagen wollte, anzuhören, so antwortete sie ihm ohngefähr folgendes! „Wenn dir es zu beschwerlich wird, mir und andern Nothleidenden zu helfen, so höre auf, König zu seyn.“ — O zu wie vielen tausend Regenten hätte man dies, seit den Zeiten Philipps, zu sagen nöthig gehabt! —

203.

Friedrich, der Zweyte, oder der Große, las alle Bittschriften, die bey ihm einliefen, und beantwortete sie auch alle, zum Theil selbst, zum Theil durch seine Geheimschreiber. Bey diesen mühsamen Beschäftigungen entgieng ihm nun freylich viel von der edeln Zeit, die andere seines gleichen im Genuße sinnlicher Ergötzungen zubringen, aber konnte er wohl dieselbe edler anwenden, als daß er darinne auf die Bitten seiner Unterthanen hörte, der Chikane Einhalt that, der Unschuld Recht sprach, und sich dadurch zu dem allgemeinen Ruhme eines weisen und wohlthätigen Landesvaters berechtigte? — Und doch — welch ein Unglück für die Welt! — hat Friedrich zwar viele Bewunderer, aber wenig Nachahmer gefunden.

204.

Kolbert war ein großer Minister — Hier untersuche ich nicht, ob er unter einem andern Könige eben so groß gewesen seyn würde, noch weniger, ob seine großen Unternehmungen allemal aus der reinsten Quelle entsprangen — Genug! er war es, der Ludewig, dem 14ten, den vielfachen Ruhm, worinne derselbe noch bey der Nachwelt glänzt, größtentheils erwerben half. — Ich würde hier vielleicht Gelegenheit

haben, von dem großmüthigen Schutze zu reden, welchen er den Gelehrten von ganz Europa ertheilte, und der eigentlich zu Ludewigs Ruhme das meiste beytrug, allein ich befürchte, daß mir, wenn ich ihn deswegen billigermaßen loben wollte, die deutschen Anti-Kolberte den Vorwurf der Partheylichkeit machen, und nichts destoweniger in ihrer Verachtung gegen die Gelehrten fortfahren möchten.

205.

Der Militär-Stand ist die Stütze des Despotism. Aus dieser Ursache schätzen die Monarchen ihn auch höher, als alle übrige Stände des Reichs.

206.

Die meisten großen Herren haben gewisse Diener, die auf eine so feine Art über sie herrschen, daß jene, selbst indem sie diesen gehorchen, noch immer ihren Willen zu haben glauben. — Man nennt solche herrschende Diener Günstlinge.

207.

Oft verwendet ein Fürst auf eine einzige Lustbarkeit so viel Geld, daß hundert arme Familien ein Jahr lang bequem davon leben könnten.

208.

Wenn ein Land schlecht regiert wird, so liegt an dem

dem Regenten gemeiniglich nur die halbe Schuld. Die andere Hälfte muß gebührender maaßen auf die Rechnung seiner Räthe geschrieben werden.

209.

Ein König ist nicht immer der Glücklichste auf seinem Throne. Er ist es um desto weniger, je feiner sein Gefühl für Natur, Unschuld und Freundschaft ist.

210.

Der Taumel der Sinnlichkeit und das Geräusch leerer Ceremonien, worinne sich ein Fürst unaufhörlich befindet, machen, daß er selten einmal zu sich selbst kömmt, selten einmal über sich nachdenkt, und noch seltner eine wahre Empfindung der Tugend hat.

211.

Es ist nichts, als ein schlauer Kunstgriff des Eigennutzes, wenn Räthe ihren Fürsten glauben machen, daß es seiner hohen Würde zuwider und viel zu beschwerlich für ihn sey, sich um alle Angelegenheiten seines Landes zu bekümmern, sich unter seinen Unterthanen öfters sehen zu lassen, oder denselben wohl gar einen freyen Zutritt zu seinem Throne zu verstatten.

212.

Oft treibt ein einziger Knabe zwanzig Esel mit Prügeln vor sich her. Die dummen Esel!

Wenn sie die Stärke ihrer Hufe kennten und davon Gebrauch zu machen wüßten, so würden sie den Jungen eben so jagen, als der Junge itzt sie. — Diesem Bilde entsprechen viele Beyspiele im weltlichen Regimente, wo es ebenfalls hochgebietende Knaben und unterthänige Esel giebt. — Aber bewundert hier die Weisheit der göttlichen Vorsehung, welch ein, oft noch so sehr gepreßtes, Volk durch eine blöde Furcht im tiefsten Gehorsame zu erhalten weis! —

213.

Das Volk eines großen Reichs ist einer ungeheuren See ähnlich, welche auf allen Seiten mit hohen Dämmen, denen gute Gesetze, oder eine weise und gemäßigte Regierungsform gleichen, eingeschlossen ist. So bald in diese, entweder nach und nach, oder plötzlich, beträchtliche Einbrüche geschehen, so entsteht eine allgemeine Ueberschwemmung, die allenthalben Schrecken und Verwüstung verbreitet. — Der einmal in Wallung gebrachte Pöbel ist dann schwer zu besänftigen, schwer in die Schranken, die er einmal durchbrochen hat, wieder zurückzuführen. Seine schäumende Wuth muß erst verbrausen, und sein heißer Durst nach Rache an denen, die ihn gereizt haben, gestillt werden. Glücklich, wenn dann noch der Unschuldigen, des wehrlo-

sen

sen Geschlechts und Alters geschont wird, wenn man dabey die Gesalbten des Herrn nicht antastet, und seine Priester und Altäre nicht beleidiget! — Fürsten auf den Thronen! hütet euch, eure Völker durch Stolz, Verachtung, harte Auflagen und andere liebloſe Behandlungen aufs äußerste zu bringen. Säumet dagegen nicht, ihnen den Zutritt zu euch, auf alle Weise, zu erleichtern, ihren rechtmäßigen Beschwerden abzuhelfen, und ihre Herzen durch Sanftmuth so zu gewinnen, daß ihr vor der Gefahr, sie zu verlieren, sicher seyn könnet. — Erinnert euch, daß sich viele wichtige Staatsveränderungen in der Welt nicht eräugnet haben würden, wenn die Regenten die großen Pflichten ihres Berufs nicht vergessen, sich besser um die Verwaltung ihrer Landesgeschäfte bekümmert, und an ihren Völkern, nicht wie Tyrannen, sondern wie Väter gehandelt hätten. Erinnert euch — doch ich traue euch zu, daß euch die alte und neuere Geschichte, die so voller warnenden Beyspiele für euch ist, nicht unbekannt seyn werde. —

214.

Man kann nicht jede Staats-Revolution oder Regierungs-Veränderung, nicht jedes Joch-Abschütteln eines gepreßten Volks geradezu für unrechtmäßig und Gott mißfällig erklären.

klären. Die Herren Schweizer, Holländer und Amerikaner würden sich sonst hierüber sehr beleidigt finden. Uebrigens lese man nur die Geschichte Rehabeams, 1 Kön. 12. wo Gott, statt das Betragen der abgefallenen zehn Stämme Israels zu tadeln, selbiges vielmehr rechtfertiget und bestätiget.

215.

Wahr ists, die Einwohner eines Landes gewinnen selten etwas, wenn sie sich, wie man zu reden pflegt, in Freyheit setzen, oder ihre monarchische Regierungsform in eine aristokratische verwandeln. Ihre Sklaverey wird vielmehr nur dadurch größer. Denn, statt eines Herrn, dem sie sonst gehorchen musten, sind sie nunmehr gezwungen, vielen zu dienen.

216.

Wie nöthig der Menge ein gutes Oberhaupt sey, sieht man besonders im Kriege. Wären da die Soldaten sich selbst überlassen, so würden sie weder eine Schlacht gewinnen, noch eine Festung erobern. Nur die kluge Anführung ihres Befehlshabers kann sie hierzu geschickt machen. Ohne denselben würden sie gar bald in die gröste Verwirrung gerathen — jeder würde befehlen, keiner gehorchen, der eine da, der andere dort hinaus wollen. Der schlaue

Feind

Feind würde diese Unordnung benutzen. — Alles würde verloren gehen.

217.

Fürsten! beklaget euch nicht, daß die Wahrheit so selten vor euren Thron kömmt. Ihr seyd selbst Schuld daran. Es ist wahr, die Schmeichler, diese unverschämten Lobredner eurer Vollkommenheiten und ihrer Treue, suchen dieselbe von euch zu entfernen. Allein — wäret ihr weniger eitel, so wären sie weniger unverschämt.

Eilftes Kapitel.

Von dem Patriotismus.

218.

Man erhebt itzt mehr, als jemals, den Patriotismus, und macht ihn beynahe zu einer Haupttugend des Christenthums. Gleichwohl finde ich keinen ausdrücklichen Befehl dazu in der heil. Schrift; und dieser müste doch um desto deutlicher darinne enthalten seyn, für je größer und wichtiger man diese sogenannte Tugend ausgiebt.

219.

Die Römer waren die ersten Patrioten. Von ihnen ist dieses Wort, oder dessen Bedeutung, vermittelst der pedantischen Schulmonarchen, welche Cicero's Eifer pro patria fanatisch gemacht hatte, zu uns gekommen. Allein die Römer hatten ohnstreitig vielmehr Ursache, als wir, Patrioten zu seyn; denn jeder Römische Bürger war Soldat, und folglich war jeder Römische Soldat ansäßig und focht, wenn er focht, für sein Eigenthum. Unsre jetzigen Soldaten hingegen sind größtentheils nur Miethlinge und Leute aus allen Weltgegenden.

220.

Das Wort Patriot wird auf verschiedene Art erklärt. Einige, besonders die Schmeichler der Höfe, sagen, ein Patriot sey der getreuste Unterthan seines Landesherrn, der willigste Träger aller Lasten, die sein Herr oder dessen Minister ihm aufzulegen für gut befinden, der entschlossenste Vertheidiger aller Souveränitäts-Rechte, wie auch aller Einfälle, Ansprüche und Handlungen seines Fürsten, sie mögen gut oder böse seyn, mit einem Worte, ein gehorsamer Knecht seines Despoten. —

Andere, die philosophischer und freymüthiger denken, versichern, ein Patriot sey der, welcher sein Augenmerk nicht blos auf das individuelle Glück des Regenten, sondern auch zugleich auf sein eigenes, noch mehr aber auf die Wohlfarth des ganzen Landes richte, solche zu befördern trachte, und bey deren Vertheidigung sein Leben wage. Sie behaupten (und, wie mich dünkt, mit Recht,) daß der Fürst um des Volks willen, nicht aber das Volk um des Fürsten willen, da sey, daß dieser eben so wohl, als jenes, den Gesetzen des Landes gehorchen müsse, und daß es ihm keinesweges freystehen könne, die Unterthanen, nach seinem Belieben, glücklich oder unglücklich zu machen. — —

Was

Was mich anbelangt, ich glaube, daß man einen Patrioten nicht kürzer und richtiger schildern könne, als wenn man sagt, daß er ein Mensch sey, der sich nicht blos in seinem Geburtslande, sondern auch in einem fremden, das er sich zu seinem Aufenthalte gewählt hat, friedlich beträgt, dessen Gesetzen sich unterwirft, dessen Obrigkeit gehorcht, dessen Wohlstand befördert. Mit einem Worte, ein Patriot ist ein guter Bürger, er sey in dem Lande, darinnen er lebt, geboren oder nicht.

221.

Ein paar Fragen, ihr schmeichlerischen Lobredner des Patriotismus: Wie? wenn euer Vaterland ungerecht gegen euch wäre, und euch nöthigte, ein anderes zu suchen, wolltet ihr wohl mit Gewalt da bleiben, um nur die Ehre zu haben, darinne Hungers zu sterben? — Oder daferne euch der Fürst eines andern Landes, das euch wohlthätig aufgenommen hat, wichtige Aufträge ertheilen wollte, die eurem Geburtslande nachtheilig wären, wolltet ihr wohl fanatisch genug denken, durch eine tolle Weigerung diesen guten Fürsten zu beleidigen, blos um ihm und euren undankbaren Landsleuten einen Beweis zu geben, daß ihr schwache

Köpfe,

Köpfe, oder, wenn ihr lieber wollet, eifrige Patrioten wäret? —

Laßt uns noch einige andere Fälle eines solchen Patriotismus untersuchen! — Gesetzt, die Regenten meines Vaterlandes hätten durch Pracht und Ueppigkeit oder durch unnütze Kriege dasselbe mit Schulden beladen, sollte ich wohl, um ein Patriot zu heißen, mein sauer erworbenes Vermögen hingeben, und diese Schulden damit zu mindern suchen, diese Schulden, die vielleicht in Kurzem auf die vorige Art wieder zu ihrer ersten Größe anwachsen dürften? — Oder gesetzt, mein herrschsüchtiger Landesherr wollte sich in einem ungerechten Kriege Lorbern erfechten, könnte mich wohl der Patriotismus verbinden, ihm in seinen ehrgeizigen Absichten beyzustehen, und Gesundheit und Leben für ihn aufzuopfern? — Ich meyne nicht!

222.

Alcipp verläßt Haus und Hof, und setzt Gut und Blut daran, damit sein Landesherr noch eine Stadt, die er nicht braucht, und die ihm vielleicht auch nicht gehört, mehr gewinnen soll. Diesem närrischen Eifer giebt er den Nahmen Patriotismus. — Allein wird wohl diese Stadt, wenn sie erobert ist, Alcippen

und

und seinen Landesherrn glücklicher machen? — Werden sie nicht vielmehr beyde, mit Aufopferung ihrer ganzen Gemüthsruhe, fortfahren, letzterer nach mehrern Städten, ersterer nach mehrerm Ruhme zu trachten? — O die Thoren! —

223.

Die Patrioten in Holland und ihre Nachbarn in Brabant und Lüttich, die zu unsern Zeiten so viel Aufsehen in der Welt erregt haben, gehören unter die Liebhaber grober Ausschweifungen, und machen sogar, als Feinde aller Gesetze und guten Ordnung, dem Patrioten-Nahmen Schande. Sie, und die meisten Franzosen, die mit ihren bewaffneten Fischer-Weibern bisher so mancherley Greuel verübt haben, die sie rühmliche Thaten zu nennen beliebten, sind eigentlich Schwärmer, mit denen es bis zum Rasen gekommen ist. Ich will ihnen zwar — besonders den letzten — die Güte ihrer Bewegungsgründe und die Größe ihres Zwecks keineswegs streitig machen; allein sie gehen in dem, was sie Freyheit nennen, offenbar zu weit, und verwirren sich selbst in der ungeheuren Menge ihrer Unternehmungen. —

Ein

Ein wahrer Patriot kämpft nicht, wie sie, mit chimärischen Feinden, oder macht sich ohne Noth wirkliche *), gegen welche er sich dann durch eine fanatische Wuth zu wilden Grausamkeiten hinreißen läßt, sondern er setzt sich, im Nothfalle, nur denen entgegen, die ungescheut darauf umgehen, die Natur- und Landes-Gesetze zu vernichten, ihn seines Eigenthums zu berauben, oder in dessen Besitze zu stören, und das Joch der Sklaverey, das er bisher geduldig trug, ihm noch schwerer zu machen.

*) Ich dächte, der Adel hätte in Frankreich eben so wohl mit der Freyheit bestehen können, als in England und Holland. Was war es also nöthig, daß man sich, zumal da die Grundsäulen derselben noch nicht recht fest stunden, durch Aufhebung aller adlichen Titel und Würden eine Menge Feinde über den Hals zog, die sie (jene Säulen) alle Augenblicke erschüttern, und wieder über den Haufen werfen konnten — ja! dieses vielleicht noch können? —

Zwölftes Kapitel.

Von der Erziehung und dem Schulwesen.

224.

Man hat seit einigen Jahren stark an der Verbesserung der öffentlichen Schulen gearbeitet, und dazu mancherley scharfsinnige Plane entworfen, die aber alle zur Zeit noch unausgeführt geblieben sind, und es hoffentlich auch noch lange bleiben werden. — Woran es hierbey fehle? — Nicht blos, wie man vorgiebt, an Muthe, die alten tiefen Vorurtheile zu entwurzeln, oder die einmal eingeführten hartnäckigen Gewohnheiten zu vertilgen, sondern vielmehr (NB. NB.) an Gelde, um den Sold der armen Schullehrer zu erhöhen, die an manchen Orten beynahe verhungern möchten.

225.

Der alte D. Joh. August Ernesti examinirte einst einen Kandidaten der Theologie, welcher Rector in einer mittelmäßigen Stadt in Thüringen werden sollte. Nachdem der Docter verschiedene Fragen an ihn gethan, welche der Kandidat theils nur halb, theils mit Stillschweigen beantwortet hatte, so fragte er ihn endlich: Wie stark ist Ihr Salarium, als Rector?

Rector? — 150 Thaler, Ihre Magnifizenz! — Was? nicht mehr, als 150 Thaler? — O da wissen Sie genug für diesen Dienst! — Da kann man keinen gelehrtern Mann verlangen. — Gehen Sie in Gottes Nahmen hin.

226.

Statt der alten Pedanterey sucht man itzt in den Schulen eine neue einzuführen, oder man giebt, welches eben so viel ist, sich Mühe, eine Narrheit durch die andere zu verdrängen. — Mit jener schreckte man die Kinder; mit dieser belustigt man sie.

227.

Es stäubt überall, wo Sand gestreuet wird. In den alten Schulen ist der Staub etwas grob, aber um desto weniger schädlich. In den neuern ist er subtile; zieht aber um desto leichter ins Gehirne.

228.

In Ansehung der äußerlichen Tracht und Bildung, sind die Bürger der alten und neuern Schulen ohngefähr so von einander unterschieden:

Die erstern tragen entweder schwarze, oder blaue Mäntel, zum Theil lächerliche Schallaunen, welches eine Art altväterischer Mönchskutten ist, einige vier- andere dreyeckichte Hüte,

einige schwarze Röcke und weiße Stutzperücken, wieder andere ungepuderte Locken und lange Haarzöpfe, wenige aber Haarbeutel, weil man diese gewissermaaßen mit zu dem Luxus rechnet, welchen man Kindern nicht schon frühzeitig angewöhnen darf. Im Fall sie unartig sind, und guten Worten kein Gehör geben wollen, so werden sie, nach Maaßgabe ihres Verbrechens, entweder mit Verweisen, oder mit der Ausschließung vom Spiele, oder mit dem Carcer, oder auch mit Schlägen bestraft. Uebrigens dürfen sie essen, trinken und schlafen, wie andere vernünftige Leute. Es ist ihnen auch bisweilen erlaubt, bey schönem Wetter spatzieren zu gehen, und sich, ihrer Gesundheit zum Besten, allerley Bewegungen zu machen.

Die letztern hingegen, nehmlich die Zöglinge der neuern Schulen, gehen mit den Kleidern, wie die Matrosen, tragen, nebst ihren Lehrern, verschnittene Haare, wie die Markthelfer, runde Hüte, wie die Tyroler, und bunte Bänder in den Schuhen und Beinkleidern, wie die Komödianten; mit dem Halse gehen sie bloß, wie die Kosacken, schlafen auf harten Lagern, wie die Mühlbursche, und üben sich im Laufen und Ringen, wie die Klopffechter. Wenn sie faul sind, so wird ihnen, nach Basedows

Vor-

Vorschrift, der Rücken gebürstet, um die schlummernden Lebensgeister zu erwecken. Bey gröbern Verbrechen müssen sie bittere, jedoch unschädliche Eßenzen verschlucken, oder mit hungrigen Mägen Andere speisen sehen, und was dergleichen Strafen mehr sind. — Uebrigens will man sie Dreistigkeit und Anstand lehren, und macht sie frech. — Ich wünschte mir nicht, einem Haufen solcher jungen Kosmopoliten alleine zu begegnen, (befände sich auch ihr Lehrer mitten unter ihnen,) aus Furcht, daß sie ihre Freymüthigkeit und ihren ungezwungenen, oder vielmehr ausgelassenen Witz auch an mir versuchen möchten. —

Man halte nun beyde Arten von Pedantereyen zusammen, und sage, welche die lächerlichste sey.

229.

Aber vielleicht ist in den neuern Erziehungs-Anstalten der moralische Unterricht besser? — Vielleicht hat auch der in den Sprachen und Wissenschaften vor dem gewöhnlichen einen Vorzug? — Wir wollen es hoffen. Allein man behauptet, daß kein wahrer christlicher Religions-Unterricht darinne gegeben werde, sondern daß das, was man bisweilen so zu nennen pflege, im Grunde

nichts anders, als eine kraftlose, tändelnde, und von allen Glaubenslehren abgesonderte Moral sey. — Ohne Zweifel hat diese Behauptung Grund, da es ohnedem bekannt genug ist, daß unsre aufgeklärte und galante Welt das eigentlich so genannte Christenthum nicht recht schmackhaft findet. — Was sollen also, mag man vermuthlich denken, muntern Knaben dunkle Geheimnisse oder unerklärbare Glaubenslehren? — Ob sie vor der Hand wissen, oder nicht wissen, wer Christus gewesen sey, und was er eigentlich auf dem Erdboden gewollt habe? — Das ist für sie weder unterhaltend, noch interessant. Allenfalls kann man ihnen so viel sagen, daß er ein großer Lehrer der Menschen, wie Sokrates, gewesen sey. Dabey mögen sie sich einstweilen beruhigen. Statt dessen unterweise man sie frühzeitig in der Naturlehre, und besonders in der Hebammenkunst, weil diese, nach Basedows Meynung, vorzüglich geschickt ist, die Jugend zur Erkenntniß der Größe und Weisheit Gottes zu führen. Aus dieser Ursache werden auch wirklich, wie man versichert, von verschiedenen neuen Lehrern die Grundsätze hochgedachter Kunst so deutlich vorgetragen, daß die gelehrigen Knaben die Wehmütter im Nothfalle entbehrlich machen können.

Was

Was die Sprachen und Wissenschaften anbelangt, diese werden den neuern Scholaren ohne den geringsten Zwang, ohne alle Regeln und, so zu sagen, blos spielend beygebracht. Daher es gar nicht zu verwundern ist, daß sie in kurzer Zeit so viel fehlerhaftes Latein plaudern, und von den nöthigsten Wissenschaften so manche kleine Floskel herstottern lernen.

Ich gebe zu, daß in den alten Schulen der Unterricht allerdings mit etwas mehrern Umschweifen und mit etwas größerer Strenge getrieben werde. Allein dafür lernet man auch dasjenige, was man lernen soll, mit mehrerer Gründlichkeit. Kurz, es scheinet, daß man schon darum vortheilhafter von ihnen, als von jenen, denken müsse, weil darinne die größesten Männer, welche die gelehrte Welt je gehabt hat, erzogen worden sind; welches man von allen bisher errichteten Pflanzschulen und Treibhäusern der Jugend schlechterdings noch nicht behaupten kann.

Es ist endlich auch wahr, daß zur Zeit noch wenig neue Religions-Meynungen in den alten Gymnasien vorgetragen werden. Die gewöhnlichen Katechismen gelten immer noch in den meisten, und man hat noch überall Kompendien, die sich auf den lutherischen Lehrbegriff

gründen. Allein gesetzt, man ließe auch, bey Erklärung der heiligen Schrift, diesen oder jenen Spruch etwas beweisen, das er eigentlich nicht bewiese, so verdreht und verfälscht man doch die Grundwahrheiten des Christenthums nicht, die mit genugsamer Deutlichkeit in derselben anzutreffen sind.

230.

Bey dem weiblichen Geschlechte trägt man mehr Sorge für die Bildung des Leibes, als der Seele. Bey dem männlichen hingegen wendet man mehrern Fleiß auf die Uebung des Gedächtnisses, als des Verstandes. — Aus dieser verkehrten Erziehungs-Methode entspringen die meisten Fehler bey beyden Geschlechtern.

231.

Da man schon den kleinen Mädchen, wegen ihres artigen Gesichts, niedlichen Putzes und naiven Witzes, unaufhörliche Schmeicheleyen vorsagt, und dieselben in der Folge verdoppelt, ungeachtet das zweyte sich oft gar nicht zum ersten, und das dritte sich gar nicht zu den beyden vorhergehenden schickt, so ist der Mangel des Verstandes, und die Liebe zur Eitelkeit bey den Frauenzimmern gar kein Wunder.

232.

Wenn ein Mädchen eine Coquette ist, so ist gemeiniglich die Mutter auch eine gewesen, und ist es vielleicht noch.

233.

Man versichert, daß die Mütter mehrentheils die ersten Kupplerinnen ihrer Töchter wären. Mich dünkt aber, dieser Ausdruck sey ein wenig zu hart. Ich will dafür lieber sagen: Gelegenheitsmacherinnen ihrer verliebten Zeitvertreibe.

234.

Eine gelehrte Erziehung kömmt den Frauenzimmern schon wegen ihrer weiblichen Bestimmung nicht zu, gesetzt, daß auch manche mit einer eben so guten Anlage zum Lernen, als viele Mannspersonen haben, geboren würde.

235.

Eine gelehrte Frau ist das auffallendste Gegenstück von einer guten Hausfrau.

Clophis hat an Cäcilien eine wahre Sappho zur Frau, die wegen ihres Witzes, ihrer Beleseuheit und ihrer Poesien überall, und selbst in den gelehrten Zeitungen, gelobt wird. Sein Haus ist ein Sammelplatz aller schönen Geister der Stadt, die nicht seinet- sondern Cäcilien we-

gen dahin kommen, die unter ihnen gleichsam präsidiret. In diesen Versammlungen, die sich oft tief in die Nacht hinein ziehen, wird theils von dem Zustande der deutschen Litteratur, in Vergleichung mit der griechischen und römischen, theils von den neuesten Produkten des Witzes gesprochen, die sich sowohl von den Mitgliedern der Gesellschaft, als auch von einigen andern berühmten Verfassern herschreiben. Hierüber möchte Clophis manchmal vor Aergerniß bersten. Aber was will er machen? Will er unvorsichtig genug seyn, diesen Herren das Haus zu verbieten, und sich dadurch ihrem Spotte und dem Zorne seiner Frau auszusetzen? — Er thut also wirklich am besten, daß er seinen Verdruß verbeißt, und sich vielmehr über die Ehre eines so öftern witzigen Zuspruchs erfreut stellt. — Hierüber geht nun freylich in seinem Hauswesen alles den Krebsgang. Weil er sehr selten zu Hause und Madam immer mit den Musen beschäftigt ist, so handelt das leichtfertige Gesinde indessen nach eigenem Gefallen, vernachläßigt, veruntrauet, verschleppt, verfrißt, so viel es nur kann. — Oefters, wenn er von seinen Geschäften des Mittags nach Hause kömmt, so hält seine gelehrte Gattin, statt einer guten Mahlzeit, die er erwartet, ein schönes Gedicht in Bereitschaft,

schaft, welches sie, ihm vorzulesen, und er anzuhören sich nicht entbrechen kann. Dies nöthiget ihn bisweilen, sich wider seinen Willen ihrer geistreichen Gesellschaft zu entziehen, und seinen Hunger wo anders zu stillen. — So gut sie die griechischen und römischen Münzen aller Art kennt, ingleichen die Brakteaten, die Gemmen, die Büsten und andere Monumente des Alterthums, so wenig ist ihr das deutsche Currantgeld, nebst dem gewöhnlichen Preise der Lebensmittel, bekannt; daher ihr der Zufall schon mehr als einmal begegnet ist, daß sie ein Achtgroschenstück für ein Viergroschenstück ausgegeben, und eine Kanne Butter weit über den gewöhnlichen Marktpreis bezahlt hat. — In der Nacht, wenn ihr Mann bald ausgeschlafen hat, legt sie sich oftmals erst, vom Nachsinnen über eine schwere Stelle im Horaz ermüdet, zu Bette; schläft aber dafür den andern Morgen desto länger, und es hat bisweilen schon 9 geschlagen, wenn sie noch, im Beyseyn eines Witzlings von ihrer Bekanntschaft, den Caffee im Bette trinkt. —

O ich Unglücklicher! rief zuletzt ihr Mann aus, als er mir im Vertrauen seine häusliche Noth klagte. Die verdammten Musen mit sammt ihrem Apoll, meinem Asinodi! — Ich

wollte, daß meine Frau sie, oder ich meine Frau, niemals hätte kennen lernen! — Glauben Sie mir, wenn das so fortgeht, so muß ich ehster Tage bonis cediren, und auf eine förmliche Ehescheidung dringen, die man mir, in Rücksicht der mich ruinirenden Gelehrsamkeit meiner Frau, hoffentlich nicht abschlagen wird. — Ich will sie mit Vergnügen dem Delphischen Leyermanne überlassen, in den sie so vernarrt zu seyn scheinet. Vielleicht kann er sie besser brauchen, als ich. —

236.

Eine Erziehung, bey der man sich nichts, als guter Worte bedienet, um das Böse in dem kindlichen Herzen auszurotten, ist nur bey wenig jungen Gemüthern von dem erwünschten Erfolge. Bey den meisten sind gute Worte gerade das, wodurch sie am widerspenstigsten und hartnäckigsten gemacht werden.

237.

Wer Kindern, um sie zum Gehorsam und zum Fleisse zu ermuntern, immer von der Ehre vorschwatzt, macht sie stolz; wer sie dazu durch Geschenke zu bewegen sucht, macht sie geizig; wer Näschereyen dazu anwendet, macht sie gefräßig. — Die besten Mittel zu einer guten Erziehung bleiben, meines Erachtens,

immer

immer — richtige Grundsätze, lehrreiche Beyspiele, und (mit den Worten eines göttlichen Schriftstellers zu reden) Zucht und Vermahnung zum Herrn.

238.

Rousseaus Emil ist ein bloßes Kind der Natur, selten ein Kind guter Art, und ich getraue mich zu sagen, in keinem Verhältnisse seines Lebens, wenn er so bleibt, wie er ist, ein Kind Gottes. — Die Schüler Basedows und Salzmanns sind, wo nicht leibliche, doch wenigstens Stiefbrüder des Emils.

239.

Man wird nicht leicht einen härtern Dienst finden, als den eines Informators oder Hauslehrers. Je vornehmer die Familie ist, die einen solchen Mann hält, je mühsamer und sklavischer ist seine Stelle. Man fodert von ihm fast alle nur mögliche Naturgaben und Wissenschaften. Viele darunter sind dem, der sie fodert, selber unbekannt. Zu den meisten hat der Zögling, der sie lernen soll, weder Lust, noch Fähigkeit. Man befiehlt dem Lehrmeister, gegen eingewurzelte Unarten Schärfe zu gebrauchen, und man zürnet mit ihm, wenn er gehorcht. Er soll bey allen Gelegenheiten Güte und Ueberredungsmittel anwenden, und man

giebt

giebt ihm allein die Schuld, wenn sie nicht anschlagen wollen. So heilig man ihm auch anfänglich alle Gewalt über seine Untergebenen versprach, so wenig Ansehen läßt man ihm in der Folge über dieselben, und schreibt doch am Ende alle Fehler, die sie begehen, auf seine Rechnung. Er muß sich vor jedermann im Hause auf das kriechendste demüthigen, (denn oft gilt der Diener eben soviel bey der Madam, als die junge Magd bey dem Herrn,) und gleichwohl läuft er bey dem kleinsten Versehen, das man ihm beymessen kann, Gefahr, kaltsinnig verabschiedet, oder schimpflich fortgejagt zu werden. —

Väter! ich rathe euch wohlmeynend: Gebet euren Söhnen, daferne ihr zum Voraus befürchten müßt, daß sie durch die Armuth genöthigt werden möchten, Hauslehrer zu werden, statt der Bücher, lieber die Holzaxt, oder den Dreschflegel in die Hand. Gewiß! sie werden dabey weit glücklicher seyn, als bey ihrem Informiren.

240.

Ja! ich gebe es zu, man hat Fälle, wo ein Hauslehrer mit seinem Posten sehr wohl zufrieden ist. Mir selbst sind einige Beyspiele bekannt,

darun-

darunter ich meinen Lesern nur folgendes mittheilen will:

Süßmund ist seit 10 Jahren Hofmeister bey dem reichen Baltimor, ohne sich seit dieser langen Zeit ein einziges Mal nach einer andern Stelle, ja nicht einmal nach einem gewissen Amte gesehnt zu haben. Ich wüste auch nicht, was für eine Noth ihn dazu hätte antreiben sollen. Der Gehalt, den er von seinem Herrn Prinzipale öffentlich bekömmt, ist in der That nicht geringe, der aber, welchen seine Frau Prinzipalin ihm heimlich zusteckt, ist noch weit ansehnlicher. Beyde (das muß man sagen,) halten viel auf Süßmunden. Sein Rath gilt in allen Fällen. Fast das ganze Hauswesen hängt von ihm ab. Er läßt, nach Belieben, bauen und einreißen, Obst- und Lust-Gärten anlegen, Teiche ausgraben, Bäume fällen, jagen, fischen, Gerichtstage halten u. dergleichen mehr — und hat bey jedem Schmause, der durch ihn angestellt wird, in Ansehung der Gäste, die dazu eingeladen werden sollen, wenigstens das votum exclusiuum. Mit einem Worte, Süßmund ist in Baltimors Hause eben das, was Joseph ehemals in dem Hause Potiphars war; nur mit dem Unterschiede, daß er dabey mehr auf Ehre hält, als jener,

und,

und, aus Furcht vor einer übeln Nachrede, da lieber stehen bleibet, wo jener davon lief.

241.

Wie vergnügt der junge Sophronymus ist! — Es hatte ihm mit seinen Konditionen bisher immer nicht recht glücken wollen. Nun hat er (dem Himmel sey Dank!) auf einmal eine gefunden, in der er nicht nur lange zu bleiben, sondern auch am Ende sein Glück zu machen hofft. Sein neuer Herr Prinzipal, der ein Mann von Stande ist, und ein ansehnliches Amt bekleidet, wodurch es ihm einmal, seinen Informator zu befördern, gar nicht schwer fallen wird, hat ihm jährlich 150 Thlr. Gehalt ausgesetzt, die Meß- und Weihnachts-Geschenke ungerechnet. — O wie glücklich bin ich, ruft Sophronymus aus, daß mich die Vorsehung in dieses Haus geführt hat! — Wie vornehm und prächtig geht es nicht darinne zu! — Ich bin da, in Vergleichung mit meinen vorigen Stellen, wie im Himmel. — Ich bekomme die herrlichsten Speisen, habe meine eigene Bedienung, und kann mit meinem jungen Herrn vornehmen, was ich will. Mein Herr Prinzipal hat mir versprochen, ihn gänzlich meiner Leitung zu überlassen, und die gnädige Frau — ich glaube noch nicht einmal, daß eine da ist;

wenigstens habe ich noch zur Zeit kein ander Frauenzimmer im Hause gesehen, als eine Kammerjungfer. — Armer Sophronymus! Sie dauren mich. Wissen Sie denn wohl, daß Sie betrogen sind? — Daß Sie weder 150 Thaler Gehalt, noch ein Geschenk, noch eine Versorgung, noch sonst etwas, worauf Sie sich Rechnung machen, erhalten werden? — Sie wollen das nicht glauben? — Nun! so fragen Sie Ihre Vorgänger! Fragen Sie das Gesinde im Hause! — Alle werden einstimmig sagen! Gute Zeit und Versprechungen bekömmt man bey diesem Herrn genug; niemals aber Geld und Beförderung, man mag ihm dienen, so lange man will.

242.

Können Sie französisch, italiänisch, englisch? — Haben Sie sich in der Physik, Geographie und Historie umgesehen? — Verstehen Sie sich auf die Musik und das Zeichnen? — Können Sie im Nothfalle eine Tafel serviren? — Wissen Sie — doch rechnen, schreiben und ein wenig Christenthum, darnach will ich Sie gar nicht fragen; das setze ich bey einem solchen Menschen, wie Sie sind, voraus. Ich habe nicht mehr, als drey Jungen, die aber Aufsicht brauchen. Ich kann sie nicht länger in der Wild-

niß

niß so herumlaufen lassen. Sie sind mir von dem Professor Wusten, als ein tüchtiger Mann empfohlen worden, daher werden Sie sie hoffentlich schon zur Räson bringen. Das Salarium, das ich Ihnen geben will, ist ansehnlich, und beläuft sich jährlich auf 50 bis 60 Thaler, welche bald verdient sind. — Geschenke sind bey mir nicht eingeführt. Auch pflege ich Niemanden zu versorgen, weil man oft schlechten Dank damit verdienet. — Wollen Sie nun unter diesen Bedingungen bey mir Informator werden, so sagen Sie es kurz. Ich kann mich nicht lange bey Ihnen aufhalten. Ich habe gestern zwey Engländer gekauft — ein Paar schmucke Pferde, so wahr ich lebe! — Sie würden sich selbst freuen, wenn Sie sie sehen sollten. Sie kosten mich aber auch einen schönen Thaler Geld. Hundert Louisd'ore, mein Herr! das ist keine Kleinigkeit. Doch das soll mich gar nicht dauren, wenn ich nur sehe, daß sie gut einschlagen. Ich will sie alleweile in meinen Phaeton spannen lassen, daher kann ich — Lassen Sie sich von nichts abhalten, gnädiger Herr! Ich wünsche Ihnen die höchste Zufriedenheit mit Ihrem Kaufe; aber die Ehre, der Hofmeister Ihrer Herren Söhne zu werden, muß ich ausschlagen. Diese Stelle ist für mich al-

lein

lein zu wichtig. Es gehören, um sie würdig zu verwalten, mehrere Personen dazu, wovon beynahe eine jedwede den mir versprochenen Gehalt verdienen würde. — Ich empfehle mich Ihnen unterthänig. — — Sch—kerl! Schier dich zum Teufel! — Deinesgleichen kriege ich in einer Stunde viere. —

(Eine wahre Szene aus unserm erleuchteten Jahrhunderte.)

243.

M. Zimber hat ein paar feurige Knaben zu Untergebenen, wovon der älteste der Liebling des Vaters, der jüngste hingegen das leibhafte Muttersöhnchen ist. Diese lieben Kinder raufen und schlagen sich alle Augenblicke bis aufs Blut und verklagen sich dann, bald bey dem Informator, bald bey den Eltern. Karl, der älteste, wendet sich mit seinen Klagen an den Vater; Fritz, der jüngste, mit den seinigen an die Mutter. Jede Parthey bringt ihre Sache vor dasjenige Gericht, von welchem sie weis, daß sie der Richter am meisten begünstiget. Die Eltern, von denen ein Theil dem andern die competentiam iuris et fori streitig macht, werden hierüber oft dergestalt uneins, daß sie einander, vor den Ohren der Kinder, die frappantesten Grobheiten sagen. Oft wird so gar, außer dem Infor-

mator, das Gesinde mit in diese Händel gezogen. Zuletzt entsteht hieraus ein offenbares bellum ciuile oder domesticum. Es sind kaum 4 Wochen, daß Zimber in diesem Hause ist; er versichert aber, daß er nicht sagen könne, ob er noch 4 Tage darinne seyn werde. Als sein Prinzipal ihn annahm, geschahe es mit diesen merkwürdigen Worten: „Ich gestehe es, Herr Magister! daß der Posten, den ich Ihnen übergebe, keiner der leichtesten ist. Aber, im Vertrauen auf ihre Klugheit, hoffe ich, daß Sie ihn dennoch gut verwalten werden. Mit Karlen werden Sie so viel Mühe eben nicht haben. Der Junge hat einen muntern Kopf, und ist bey weitem nicht so flüchtig und eigensinnig, wie sein Bruder. Diesen mögen Sie mir immer ein Bißchen scharf halten. Er hat, wie Sie bald selbst sehen werden, gute Aufsicht und Zucht im höchsten Grade nöthig. Das macht die allzugroße Zärtlichkeit seiner Mutter, die der Schelm mißbraucht. Ich, für meine Person, bin ganz wider eine so merkbare Vorliebe. Sie erregt nur gar zu gern Neid und Zank unter den Kindern, und nicht selten die größesten Verdrüßlichkeiten unter den Eltern. Wie gesagt, halten Sie mir Fritzen immer ein wenig scharf, und kehren Sie sich dabey an keine sauren Ge-

sich-

sichter. Ich bin Mann im Hause. Was ich sage, das gilt. Im Uebrigen können Sie in allen Stücken sicher, so wohl auf meinen Beystand, als auch auf meine Erkenntlichkeit rechnen.“ — — „Ihre gehorsame Dienerin, Herr Magister! war die Anrede seiner Frau Prinzipalin, als er die Ehre hatte, ihr sein Antritts-Kompliment zu machen. Seyn Sie schöne willkommen in unserm Hause. Es ist mir höchst angenehm, Sie kennen zu lernen. Da ich überall so viel Gutes von Ihnen gehört habe, so freue ich mich in der That recht sehr, daß wir endlich einmal so glücklich sind, an Ihnen einen verständigen Informator bekommen zu haben. Die vorigen — wenn ich die Wahrheit sagen soll — schickten sich ganz und gar nicht recht zur Kinderzucht. Sie wusten unter den Temperamenten und Leibesbeschaffenheiten ihrer Untergebenen auch nicht den geringsten Unterschied zu machen. So wollten sie, z. B. Fritzen hier, (er war während dieses Gesprächs hinter sie gekrochen, und gukte ihr bisweilen durch die Arme,) der von Natur schwach und immer kränklich ist, eben so hart behandeln, als Karln, der eine starke Bärhaut hat, und daher eher einen Puff vertragen kann, wie sein Bruder. War das nicht die grösseste Unbesonnenheit? —

Doch ich weis wohl, wer am meisten hieran Schuld war. Mein Mann, sonst Niemand. Seine Schwäche für den ältesten, die so sichtbar ist, veranlaßte diese Herren ohnstreitig, ihm durch ein so unvorsichtiges Betragen schmeicheln zu wollen. — Machen Sie es ja nicht so, lieber Herr Magister! Es sollte mir wirklich leid thun, wenn der Aufenthalt eines so feinen Mannes, wie Sie sind, in unserm Hause eben deswegen nicht länger dauren sollte, als der Ihrer Vorgänger." — — Diese letztern Worte waren ein bedeutender Wink für Zimbern, der ihn auch völlig verstund, und zugleich mit einem Blicke die ganze Bedenklichkeit seiner neuen Lage übersahe. — Aber was wollte er anfangen? Einmal war er da. Keine andere Kondition war vorhanden. Nichts zu leben hatte er. Er muste sich also, so gut er konnte, in sein Verhängniß zu schicken suchen. —

244.

Chrysant, ein sehr geschickter junger Mann, hat das Unglück, bey dem dicken Gerichtsherrn von Ahnenstolz Informator zu seyn. Dieser würdiget sich zwar bisweilen, wenn keine Gäste zugegen sind, zu ihm herab, um mit ihm von allerhand nichtsbedeutenden Kleinigkeiten zu reden, und ihn dabey nicht sel-

ten

ten auf eine gebietrische Art anzufahren. Ist aber hochadlicher Besuch da, so läßt er ihn unbemerkt in einem Winkel stehen und richtet, (mit heimlicher Zufriedenheit desselben,) seine Hasengespräche an seines gleichen.

245.

Man wundere sich nicht, daß die Kinderzucht gemeiniglich so schlecht ist. Wie kann sie besser seyn, da die meisten Eltrrn in ihrer Kindheit selber keine rechte Erziehung genossen haben, oder, noch als wirkliche Kinder, die Zucht und Unterricht brauchten, bereits zu Eltern geworden sind? —

246.

Eine Erziehung außer dem Hause hat, zumal bey jungen Herren von Stande, vor einer in demselben allemal die beträchtlichsten Vorzüge. Ich will die Gründe nicht abschreiben, die Gellert in dem 21sten Briefe seiner ersten Sammlung deswegen anführet. Man wird wohl thun, wenn man sich die Mühe nimmt, sie daselbst nachzulesen. — Was aber einer solchen auswärtigen Erziehung gemeiniglich im Wege steht, ist — man kann es leicht errathen, theils die unmäßige Kinderliebe, theils die am unrechten Orte angebrachte Sparsamkeit der Eltern.

Dreyzehntes Kapitel.

Von den Aemtern und der Art, wie viele dazu gelangen.

247.

Die meisten Aemter werden mit Leuten besetzt, die sich nicht dazu geschickt gemacht haben. Selten giebt man das Amt einem Manne. Gemeiniglich versorgt man nur den Mann mit einem Amte.

A.. wird Professor der Dichtkunst, und weis kaum einen Vers zu scandiren, oder das gehörige Sylbenmaaß zu treffen. — B.. soll über die Vernunftlehre lesen, und nichts ist weniger seine Sache, als denken und schließen. — C.. wird mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers der Moral begnadigt, und konnte bisher, als Kandidat der Theologie, keine gescheute Predigt machen. Nicht zu gedenken, daß man ihm Schuld giebt, heimlich eben nicht das gesittetste Leben zu führen. — D.. wird zur Professur der Geschichte befördert, und kann kaum sagen, wie viel Kaiser im ersten christlichen Jahrhunderte regiert haben. Am meisten habe ich mich über den Herrn Prof. E... gewundert. Dieser Mann wurde,

seines

seines stupiden Kopfs wegen, von seinem Vater zu einem leichten Handwerke bestimmt, und itzt ist er Professor der Metaphysik auf der berühmten Universität N.. geworden. — Neulich wurde F.. Professor der orientalischen Sprachen zu N.., der sich erst, als er dazu ernannt wurde, Zopfens hebräische Grammatik gekauft hat, um sich mit Hülfe derselben in dieser Sprache baldigst zu einem Lehrer zu bilden. —

Eben so ist es auch im theologischen Fache. — D. Plapper (diesen will ich immer nennen, weil er ohnedem leicht zu errathen seyn würde,) ist öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrheit zu Lichtenfeld, und, seiner neuen biblischen Exegese wegen, bey seinen Zuhörern hoch berühmt, ob er gleich von der hebräischen Sprache nicht viel mehr versteht, als beresehit und Vaijomer. Wie kann es auch anders seyn? Er hat sich in seiner Jugend mehr den schönen Wissenschaften, als der Theologie gewidmet, und, statt der Schriften der Apostel, die alten Profan-Skribenten gelesen. Unsre neue Aufklärung, bey welcher man, besonders in der Theologie und Religion, alles alte verwirft oder verdächtig macht, und an die Stelle gewisser Auslegungen bloße Muthmaßungen

setzt, kömmt ihm hierbey treflich zu statten. Dieser allein hat er es zu verdanken, daß so wohl seine theologischen Disputationen, als auch seine biblischen Träume, die er Bemerkungen nennt, reißend abgehen, seine Predigten sorgfältig nachgeschrieben, und seine Kollegia häufig besucht werden, ungeachtet er sich dieselben, da er ihren Werth so gut, als den Werth des Geldes kenntm, und keinem Zuhörer einigen Nachlaß verwilligt, theuer genug bezahlen läßt.

Pastor Gimpel (diesen und alle folgende kann ich ebenfalls ohne Bedenken nennen, weil ich sicher weis, daß sie die Lektüre nicht lieben, und folglich auch dieses Buch ungelesen lassen werden,) Pastor Gimpel also war einige Jahre Schreiber bey Sr. Excellenz, dem Herrn Geheimen Rathe von Bockfell, von welchem er ohnlängst in aller Geschwindigkeit ein paar Monate auf die Universität geschickt wurde, um sich da zur Pfarr-Substitution in Krummstädt, die sein hoher Patron zu vergeben hat, eiligst vorzubereiten. Er hat auch dieselbe wirklich, und kurz darauf sogar das völlige Pastorat, als sein Herr Senior mit Tode abging, erhalten, hat seitdem zwar aufgehört, der Schreiber seines Patrons zu seyn, ist aber demungeachtet immer

noch

noch ein Schreiber; denn er schreibt alle seine Predigten aus zwey Postillen zusammen.

248.

Jockel, der lustige Stubenbursche von Knarrpetern, mit dem (Jockeln nehmlich) wir immer unsre Noth hatten, wenn wir die Kollegia repetirten, weil ihm nichts in den Kopf wollte — Besinnen Sie sich noch auf ihn? — Mich deucht! — Sie meynen doch den langen Jockel, der sich immer mit zwey Nähter-Mädchen schleppte? — Ganz recht! den meyne ich. — Was denken Sie wohl? Er ist itzt Superintend in S.. geworden, und commandirt mit vieler Autorität 50 gemeine Landpfarren. Ich hätte mir im Leben nichts närrischer träumen lassen. Nicht zum Dorfschulmeister hätte ich ihn gemacht, weil ich geglaubt hätte, die armen Bauerjungen nur mit ihm zu verwahrlosen.

249.

In Hornwich lebt und lehrt itzt ein Pfeiler der Kirche, der lange zu keiner Pfarrstelle gelangen konnte, ob er gleich an allen Orten und Enden seine starke, homiletische Stimme erschallen ließ, bis ihm endlich ein guter Freund den wohlgemeynten Rath gab, sich an eine junge Putzmacherin zu wenden, bey der bisweilen ein sehr vornehmer Mann des Abends einsprach —

vermuthlich, um für seine Gemahlin etwas neumodisches zu bestellen, und ihr dadurch eine unverhofte Freude zu machen. Trutmann (so heißt mein nunmehriger Herr Pastor) folgte diesem Rathe, besuchte die fleißige Schöne, klagte ihr seine Noth, und versprach ihr nach einem kurzen Wortwechsel, daß, wenn sie ihm durch ihre vornehme Bekanntschaft eine Pfarre auswirken könnte, seine Versorgung zugleich die ihrige seyn sollte. Wie gesagt, so geschehen. Ohngefähr vier Wochen drauf wurde die einträgliche Pfarre in Hornwich erledigt, und Trutmann, mit Vorbeygehung viel geschickterer Kandidaten, dazu denominiret. Seine Trauung mit der schönen Putzmacherin folgte unmittelbar auf seine Anzugspredigt; die Hochzeit aber richtete ihr beyderseitiger hoher Patron aus, der sie und ihn noch immer fleißig besucht, um sich mit ihnen über die besondern Wege der Vorsehung und ihre häusliche Glückseligkeit zu freuen.

250.

Der Schleifwege, sagt Rabener, die zum geistlichen Schaafstalle führen, sind so viel, daß man sie nicht alle zählen kann. — Ich will nur noch ein paar derselben anführen:

M. Schwenkfeld war Rector in einer kleinen Stadt, und wünschte sich recht sehnlich

eine

eine gute Pfarre. Da er ein Liebhaber von schönen Blumen und Küchengewächsen war, so hatte er sich einen Garten, welchen er eigenthümlich besaß, so niedlich zurechte gemacht, daß es eine Lust war, ihn anzusehen, und die Vornehmsten der Stadt ihn fleißig darinne besuchten. Unter andern wurde eine adliche Dame, deren Wohnung gerade an denselben stieß, gar nicht müde, ihn zu bewundern. Herr Rector! sagte sie manchmal mit vieler Freundlichkeit zu ihm, Ihr Garten ist mein Vergnügen. Wenn sie sich entschließen sollten, denselben zu verkaufen, so wäre ich die erste Käuferin, die sich dazu anböte. — Und Niemand, war immer die Antwort des Herrn Rectors, sollte ihn auch anders bekommen, als Ihre Gnaden, daferne sich dieser Fall einmal zutragen sollte. Doch glaube ich, daß derselbe wohl nicht eher, als mit der Veränderung meines Aufenthaltes eintreten dürfte. Hierbey blieb es von einer Zeit zur andern. Allein da der Herr Rector eines Tages erfuhr, daß die Dame eine erledigte Pfarre zu besetzen hätte, die wenigstens noch einmal so viel eintrüge, als sein armseliges Rectorat, so überlegte er es unverzüglich mit seiner Frau, und entschloß sich mit deren Einwilligung kurz, der Dame seinen Garten gegen die Vocation zu ihrer Pfarre ab-

zu-

zutreten. Dies geschahe, der Tausch kam zu Stande, und Schwenkfeld wurde, vermittelst desselben, aus der Schule in die Kirche befördert, in welcher er nunmehr so erbärmlich predigt, als er ehedem in jener docirte.

251.

Schmalz war eine Zeit lang Vorleser bey dem Herrn von Stroßwitz, mit welchem er oft recht herzlich über die empfindlichen Streiche lachte, die Voltäre, dessen Werke er ihm gemeiniglich vordeklamirte, der christlichen Religion versetzte. Itzt hat ihm derselbe zur Pfarre in Trampelhausen verholfen, wo er in seinen Gesprächen und Predigten immer noch, wenn ich so sagen darf, voltärisirt und stroßwitzelt.

252.

Ein gewisser Herr, der eine Menge Pfarren im Lande zu vergeben hatte, hielt sich einen getreuen und verschwiegenen Sekretär, mit welchem die Kandidaten, um erledigte Pfarren zu bekommen, nur zu wetten brauchten, daß sie sie nicht bekommen würden — und so bekamen sie sie. — Doch muß man wissen, daß der billigdenkende Sekretär, um keinen in Schaden zu bringen, jedesmal nur einem Kandidaten zu wetten erlaubte.

253.

253.

Junge Theologen, die ihr gern ins Predigtamt wollt! — Die Zeit, durch orthodoxe Meynungen in dasselbe zu gelangen, ist vorbey. Lernet daher nach neuen und angenehmern Grundsätzen predigen — lernet, nach dem Beyspiele eurer berühmten academischen Lehrer, die symbolischen Bücher und den Eid verachten, den die öffentlichen Religionslehrer darauf ablegen müssen — und eine gute geistliche Versorgung wird euch nicht fehlen.

254.

Die Art, wie manche zu Hof- und Civilbedienungen gelangen, ist auch nicht allemal die rühmlichste. — Herr von Matzfeld hat seinem Fürsten einmal in einer wichtigen Liebesangelegenheit gedient, und wird dafür Staatsrath, Abgesandter und zuletzt gar Kabinets-Minister. — Herr von Sonnenschuß hat einmal auf seinen Feldern vielen Klee und Türkisch Korn erbaut, und wird dafür mit einem Gehalte von 1500 Rthlr. ins Finanz-Kollegium gezogen, wo er noch ein wenig rechnen und schreiben lernt, und am Ende Finanz-Minister wird. — Herr von Reyhahn hat nicht das geringste Verdienst weiter, als daß er eine schöne Frau hat, und ist dennoch so glücklich, als geheimer

heimer Kammer- und Regierungs-Rath angestellt, und den geschicktesten Kompetenten vorgezogen zu werden. — Hauptmann Strotzer erlegt auf einer Parforce-Jagd von ohngefähr einen Hirsch, den man lange vergebens verfolgt hatte, und avancirt dadurch zum Major, wird hierauf seiner Dienste in Gnaden entlassen, und als Oberländjäger-Meister versorgt. — Herr von Limmelovsky hat weder Wissenschaften, noch gute Sitten, am wenigsten versteht er etwas von Kirchensachen, und dennoch wird er, einer alten Schuldforderung wegen, die er an den Hof hat, und die man hierdurch abzuthun gedenkt, Geheimer Rath und Consistorial-Präsident. Herr von Peitschenstiel bringt durch eine glückliche Vermischung einer tartarischen Stute mit einem maroccanischen Hengste eine vortreffliche Art von Läufern hervor, und wird dafür zum Ritter des St. Bucephalus-Ordens und Oberstallmeister erhoben. — Herr von Zieraff macht den Harlequin bey Hofe, und wird zur Belohnung für so wichtige Dienste zum wirklichen Kammerherrn und Oberhofmarschall ernannt. — Nimmermehr wäre Herr von Windkopf Kanzler geworden, wenn sein Vetter nicht der Vertraute des Fürsten und Geheimer Kabinets-Minister gewesen wäre. — Eben

so

so wenig würde der dicke Major von Gottfried, der weder Tapferkeit, noch Kriegswissenschaft besitzt, Obrister, und in der Folge General geworden seyn, wenn nicht seine Tochter ein schönes Hoffräulein gewesen wäre. — Und was dergleichen Mittel und Gelegenheiten, sich empor zu schwingen, mehr sind.

255.

Selten befördert die Geschicklichkeit einen Mann; noch seltener thut es die Tugend. Von hundert Personen, die in Aemtern sitzen, sind ihrer gewiß kaum fünfe, von denen man mit Wahrheit sagen kann, daß sie sie ganz allein ihren persönlichen Verdiensten zu verdanken hätten. Die meisten hat nichts, als das blinde Glück, oder ein bloser Nebenumstand versorgt. Bald war es die nachdrückliche Empfehlung des Geldes, bald die einer angesehenen Familie, bald die eines vielgeltenden Frauenzimmers, bald aber auch ein dem Gönner geleisteter Dienst, oder die Kunst zu schmeicheln, oder die Unverdrossenheit im Laufen und Anhalten, welches die Hoffnung des Kandidaten erfüllte.

256.

Viele, die befördert werden, lernen in ihren Aemtern erst das, was dazu gehört, sie wenigstens mittelmäßig zu verwalten.

257.

257.

Die Ungeschickten kommen in ihren Aemtern eben sowohl zu rechte, als die Geschickten. Was sie selbst nicht verrichten können, das lassen sie sich für ihr Geld von Andern machen. Es giebt der Klugen genug in der Welt, die sich von der Armuth gezwungen sehen, den Dummen zu fröhnen.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Gesellschaften.

258.

Die meisten Zusammenkünfte bey Hofe und in der Stadt sind ceremonienmäßig und folglich zwangvoll. Es ist zum Erstaunen, wenn man sieht, wie viel Mühe man sich giebt, unnatürlich und lächerlich zu seyn. Da bücken sich die Herren; da neigen sich die Damen. Da stehen sie vor einander und betrachten sich, oder sitzen gegen einander über und sagen sich allerley Albernes. Wer da ja noch Menschenverstand hat, der muß ihn verleugnen, und auf das Nichts, das ihm gesagt wird, wieder ein Nichts antworten. Anfänglich wird nur wenig und ganz sachte gesprochen. Drauf kommen mit einemmale aller Zungen in Bewegung. Da wird durch einander geplaudert, gelacht, gewitzelt, geprahlt, geschmeichelt, gelogen, verleumdet und gespottet; von einigen nur maschinenmäßig und gedankenlos, von den mehresten aber mit Vorsatz und aus böser Gewohnheit. Plötzlich entsteht unter den Anwesenden ein Gezisch, das Stillschweigen gebietet. St! der Minister! — Wer? — Ihre Excellenz, der Herr von Leer-

haupt kommen! Mein Herr! treten Sie ein wenig auf die Seite, damit Ihre Excellenz vorbey können — Man stellt sich ehrerbietig in zwo Reihen, und begrüßt den Minister mit tiefen Verbeugungen. Nachdem er jedwedem ein artiges Kompliment gesagt, das er vielleicht schon tausenden gesagt hat, nimmt er mit einer Art von Selbstgenügsamkeit die oberste Stelle ein, die man ihm anbietet. Kaum hat er sich niedergelassen, so schließen die Herren einen Kreis um ihn, und setzen sich in Bereitschaft, alles zu bewundern, was Herr von Leerhaupt vorzubringen geruhen wird, es sey auch noch so abgeschmackt. O lieber Leser! was da noch von der einen Seite gelogen, und von der andern geschmeichelt wird, das ist mit keiner Feder zu beschreiben. Willst du dir einen recht deutlichen Begriff davon machen, nun, so gehe selbst an einen Hof, oder in eine solche Gesellschaft. Ich, meines Theils, werde mich hüten, dir dahin zu folgen. Für einen Menschen, wie ich, der weder prahlen noch schmeicheln kann, ist nichts besseres, als die Gesellschaft eines Freundes, oder die Stille der Einsamkeit.

259.

Wer in Gesellschaften wohl gelitten seyn will, der muß wenig von sich selbst reden, nur im-

immer Andere von sich reden lassen, der muß sich, so viel als möglich, vor allen Widersprüchen hüten, und mit seinem Lobe weder zu sparsam, noch zu verschwenderisch seyn. Man braucht nicht eben den groben Schmeichler zu machen; im Gegentheile beleidiget man oft durch Schmeicheleyen, die sich zu sehr verrathen; sondern man darf nur das Gespräch auf solche Dinge lenken, von denen man weis, daß die Personen, denen man zu gefallen wünscht, gern zu reden pflegen. Wer Witz hat, der kann ihn schimmern lassen; nur muß er sich hüten, daß er Andere nicht damit zu verdunkeln, zu ärgern oder zu beschimpfen sucht. Ich habe Leute gekannt, denen es sonst nicht an Verstande fehlte, die aber in einer Gesellschaft nicht laut werden konnten, ohne ihre besten Freunde, die gegenwärtig waren, auf eine Art, die sie für fein hielten, die aber im Grunde ziemlich plump war, zu schrauben, (wie sie es nannten,) oder vielmehr zu beleidigen. Ihr ganzer unförmlicher Witz war auf sie gerichtet, und sie machten sie gleichsam zum Ziele, worauf sie, zur Belustigung der übrigen Gesellschaft, ihre stumpfen Pfeile abschoßen.

Die Gabe, witzig zu scherzen, ist allerdings etwas angenehmes. Kein Wunder, daß so

viele darauf Anspruch machen. Allein sie ist ein freyes Geschenk der Natur, das noch dazu durch den Verstand und den Umgang sehr verbessert werden muß. Die wenigsten haben diese Gabe, oder kultiviren sie gehörig. Viele bilden sich ein, sie zu besitzen, und werden dadurch unausstehlich. Daß sie dieses nicht selber gewahr werden, ist schwer zu begreifen, und ein Beweis ihrer unmäßigen Eigenliebe Denn man darf nur ein wenig auf die Gesichter der Anwesenden Achtung geben, so wird man sogleich bemerken, ob ihnen unser Umgang anständig ist, oder nicht. Uebrigens ist keine Profession schimpflicher, als der Harlequin einer Gesellschaft zu seyn.

Doch ich komme wieder auf meinen ersten Satz, und behaupte, daß, wer die Art der meisten Menschen kennt und weis, daß sie sich nicht gern nach Andern bequemen, sondern, daß sie vielmehr verlangen, daß sich Andere nach ihnen bequemen sollen, der muß sich, daferne man an seinem Umgange Geschmack finden soll, nach dieser Thorheit (und in der That ist es eine sehr große,) richten, ihnen nichts unangenehmes sagen, ihnen vielmehr das sagen, was sie mit Vergnügen hören, sie meistentheils allein reden lassen, und sie öfters an das erinnern, woran sie

gern

gern erinnert seyn wollen. Dies sind, (ich gestehe es,) keine Regeln der Moral; es sind blos Regeln der Politik, Regeln für den Umgang. Einige Beyspiele zur Erläuterung:

Ismene hat kaum den Fus in eine Gesellschaft gesetzt, so ist ihre Haushaltung das erste, oder vielmehr das einzige, wovon sie zu sprechen anfängt und stundenlang fortfährt. So wenig ihr Umgang Andern gefallen will, so sehr gefällt ihr die Gesellschaft derer, die sich überwinden können, ihr zuzuhören.

Lisette ist eine Liebhaberin der neuesten Moden; wer sie nach solchen fragt, oder die, welche sie trägt, bewundert, der kann sie gar leicht gesprächig machen, und sich bey ihr das Lob eines guten Gesellschafters erwerben.

Klarine spricht von nichts lieber, als von der vielen Noth, die sie bey ihrem seligen Eheherrn ausgestanden hat. Man darf diese Saite nur leise berühren, so tönt sie zu ganzen Stunden ununterbrochen fort, und man würde darüber einschlafen können, ohne daß sie solches in dem Eifer ihrer Erzählung bemerkte.

Celidor ist in seiner Jugend Premier-Lieutenant gewesen, und mit Hauptmanns-Charakter verabschiedet worden. Ungeachtet er sich nur ein einziges Mal bey einer gewissen Action

im Hintertreffen befunden hat, so kann er in Gesellschaften doch nicht müde werden, von den vielen Occasionen zu reden, bey welchen er Proben seiner großen Tapferkeit abgelegt haben will. Man würde Händel mit ihm bekommen, wenn man sich die Freyheit nehmen wollte, ihm zu widersprechen, oder ins Wort zu fallen, da hingegen der sein Herzensfreund und ein rechter Kenner militärischer Verdienste ist, der in ihm einen Mann voll Muth und Ehre, einen braven Vertheidiger seines Vaterlandes erkennt.

Herr Pastor Gotthold läßt sich gern, entweder nach seinen Beichtkindern, oder nach seinen Sommerfrüchten fragen, und dann braucht man weiter nichts, als zuzuhören.

Herr D. Wurzelmann hat beständig eine Menge Erzählungen von den seltsamen Wunder-Kuren, die er verrichtet zu haben vorgiebt, in Bereitschaft, so daß er darüber selten jemanden zum Worte kommen läßt.

Nicht besser macht es Herr Advokat Chicanovius, wenn er auf seine Prozesse und casus in terminis zu reden kömmt. Er hat mir bald einmal den Kragen vom Rocke gerissen, als er mir einen von seinen Criminal-Prozessen erzählte, und ich ihm auf die vielen remedia iuris,

die

die er mir dabey herrechnete, nicht aufmerksam genug zu seyn schien. —

260.

Man kann Schlabermunden einen ganzen Abend plaudern hören, ohne am Ende zu wissen, was er gesagt hat. Er selbst weis es zuletzt nicht mehr. Ich habe ihm einmal zugehört, als er eine gewisse Gesellschaft nach seiner Art unterhielt, und bin über die Mannichfaltigkeit seiner Materien und über die Geschwindigkeit, mit welcher er darinne abwechselte, erstaunt. Bald sprach er von sich, bald von der Witterung, bald von seiner Familie, bald von seinem Gesinde, bald vom Kriege, bald vom Frieden. Bisweilen wiederholte er das Gesagte, setzte neue Umstände hinzu, widersprach sich, verfiel auf Stadt-Neuigkeiten, machte Glossen darüber, lachte aus vollem Halse dazwischen, kam wieder auf die Witterung, und beschloß endlich, womit er angefangen hatte, mit einer rühmlich seyn sollenden Anekdote von sich.

261.

Sie kennen doch Herr Aberwitzen? — Ohne Zweifel! — Wer wollte einen Mann nicht kennen, der sonst in allen Gesellschaften glänzte, und alle scherzhaft aufzuheitern suchte? — Itzt läßt er sich aber in keiner mehr blicken, und ge-

schieht es ja bisweilen, so sitzt er darinne, wie vor den Kopf geschlagen. Welche Veränderung! Was mag wohl die Ursache hiervon seyn? Haben seine Freunde die Fehler, die er sonst so beißend durchzog, abgelegt? — Wollen die Frauenzimmer seine lustigen Einfälle nicht mehr belachen? — Giebts nichts mehr zu satirisiren? — O ja! noch genug. Allein er hat dieses gefährliche Handwerk, seit ohngefähr 6 Wochen, da ihm ein gewisser unangenehmer Vorfall begegnete, fahren lassen. Ein junger Officier, an welchem er damals seinen ausgelaßnen Witz ebenfalls probieren wollte, verstand unrecht, und gab ihm zur Belohnung ein paar derbe Ohrfeigen. Diese haben das Nachdenken dergestalt bey ihm rege gemacht, daß er mit der Vorstellung und Betrachtung derselben noch immer beschäftigt ist.

262.

Isegrimm kann den Mund nicht aufthun, ohne mit Anzüglichkeiten um sich herum zu werfen. Selbst, wenn er höflich seyn will, ist er grob, und läßt Worte mit unter laufen, die einem das Blut in Wallung bringen. In Wahrheit! ich will mich tausendmal lieber von Andern tadeln, als von Isegrimmen loben lassen; denn so gar seine Art zu loben, hat etwas belei-

beleidigendes. — Es ist einmal seine Gewohnheit so, sagen Sie? — Er meynt es so böse nicht? — Er hat öfters üble Launen? — Ey! dem mag seyn, wie ihm will! Wer kann dafür, daß er sich nichts besseres angewöhnt hat? Genug, sein Betragen ist rauh und ungesittet. Wie kommen Andere dazu, daß sie sich seine üblen Launen gefallen lassen sollen? — Unglücks genug für die, denen er zu befehlen hat, und die daher genöthigt sind, die harten Brocken, die er ihnen vorwirft, zu verschlucken. Wer aber in keiner solchen Verbindung mit ihm steht, der thut nicht besser, als er flieht vor ihm, wie vor einem Ungeheuer, und läßt ihn brummen und lärmen, ohne sich nach ihm umzusehen.

263.

Narciß hält sich für die Krone der Gesellschaften, besonders der weiblichen. Er hat eine so feine Haut im Gesichte, und trägt sich dabey so niedlich in Kleidern, daß er selbst nicht umhin kann, sich über seine Liebenswürdigkeit zu verwundern. Kaum hat er bey seinem Eintritt den Anwesenden einige zierliche Verbeugungen gemacht, so läßt er seine großen Augen schon überall in der Gesellschaft herumlaufen, um die Wirkungen seiner angenehmen Person in den Blicken aller Frauenzimmer zu lesen. Indem er

hierauf seinen Witz (denn Narciß ist nicht blos schön, sondern auch witzig,) zur Rechten und Linken mit vieler Freygebigkeit austheilet, findet er an seinen artigen Mienen und an seinem galanten Anzuge immer etwas zu verschönern, wozu ihm der nahe Spiegel, dem er sich mit Fleiß gegen über gestellt hat, von Zeit zu Zeit Gelegenheit giebt. Bald läßt er seine Augen eine sanfte, bald eine feurige Sprache reden. Bald sucht er durch sein Lächeln seinen Wangen ein Grübchen einzugraben; bald scheint er sich zu fürchten, den Mund dabey allzuweit zu eröffnen. Fast zu gleicher Zeit verbessert er an seinen Manschetten einen unbeträchtlichen Fehler, den vielleicht außer ihm keine Seele bemerkt haben würde: oder er legt den breiten Busenstreif zurechte, und liest einige Täserchen von den kleinen Rockermeln. Bisweilen zieht er die goldne Uhr aus der Tasche, ob er gleich schon weis, welche Zeit es ist, blos um dieselbe andern zu zeigen, und sich damit viel zu wissen: Oder er spielt mit dem schönen Uhrbande, das davon herabhängt, oder mit seiner Pariser Mode-Dose, oder mit dem Fächer eines Frauenzimmers, das ihm zur Seite sitzt, und an seinem albernen Betragen Geschmack findet. Die zärtlichsten Stellen aus den neuesten Romanen

hat

hat er vollkommen inne, und er versteht die Kunst, sie auf die empfindsamen Schönen in der Gesellschaft mit Vortheil anzuwenden. — Dieß ist, ich läugne es nicht, noch kein vollständiges Gemählde vom liebenswürdigen Narciß. Es ist nur ein flüchtiger, aber doch ähnlicher Abriß desselben. Die zur völligen Ausbildung noch fehlenden Züge wird jeder Kenner, der sich die Mühe geben will, das Original aufzusuchen, (und es ist gar nicht schwer zu finden,) von sich selber hinzufügen können.

264.

Der alte Professor Horst kann immer noch nicht vergessen, daß er einst jung und galant gewesen ist. Er besucht noch, so geputzt, wie ein Stutzer, alle muntere Gesellschaften der Stadt, und tändelt darinne um die Frauenzimmer herum, wie er vor 30 Jahren gethan hat. Er ist noch ein größrer Narr, als Narciß.

265.

Sein Herr Kollege, Professor Triangel, liebt in seinem Alter nur solche Gesellschaften noch, wo gute Tafel gehalten, und wohlschmeckender Rhein-Wein getrunken wird. Er dauret darinne bis auf den letzten Mann aus, und multiplicirt die Gläser, die er ausleeret, so häufig, daß er endlich die geraden Linien nicht mehr

von

von den krummen unterscheiden kann. Demungeachtet hat er dabey einen gewissen Professor-Stolz, der ihn auch im frohsten Umgange nicht verläßt. Wer keinen so hohen Gradum hat, als er, oder von wem er sich keine Einladung zu einem festlichen Schmause versprechen kann, den würdiget er kaum eines Anblicks, oder läßt ihn mitten in einer Unterredung stehen, um sich in die Gespräche Anderer zu mischen.

266.

Nichts ist komischer, aber auch bisweilen verdrüßlicher, als wenn man in einer zahlreichen Gesellschaft ist, wo von tausenderley Materien geredet und gestritten wird. — Treten Sie näher, mein Freund! und hören einmal diese vieltönichten Stimmen, wie sie durch einander hinschallen. — Welch verwirrtes und übertäubendes Geschrey! — Wie viel leere und nichtsbedeutende Worte! — Was für schleunige und unerwartete Uebergänge von einem Gegenstande zu dem andern! — Der eine fragt, ohne zu wissen, was? der andere antwortet, ohne zu bedenken, worauf? — Soll ich, heißt es, Ihnen meine Meynung aufrichtig sagen? — Und man sagt hierauf mit vieler Falschheit das Gegentheil. Man lobt, was man tadelnswürdig, und tadelt, was man lobenswürdig findet.

det. — Das ist zum Erstaunen! schreyt Frau Damis bey einer ihr schon längst bekannten Sache. Das ist kaum zu begreifen! versetzt Lisette, wenn ihr etwas ganz gemeines erzählt wird. — Sollte man jene, die sich dort umarmen, nicht für zwo wahrhaftig biedermännische Seelen und rechte herzensgute Freunde halten? — Und gleichwohl weis man zuverläßig, daß sie die falschesten Buben von der Welt, und insgeheim die bittersten Feinde sind. — Die beyden, die sich hier etwas ins Ohr raunen, sehen Sie vermuthlich für ein paar Vertraute an, die einander die wichtigsten Geheimnisse entdecken. Allein Sie irren sich, wenn Sie dieses muthmaßen. Es sind zwey berüchtigte Stadtplauderer, die einander unter dem Siegel der Verschwiegenheit Nachrichten mittheilen, von welchen beynahe schon alle Sperlinge auf den Dächern singen. — Zweifeln Sie nicht daran, versichert der vornehme Windbeutel im galonirten Staatskleide. Ich halte mein Wort. — So wahr ich ein ehrlicher Mann bin! betheuret der wucherische Schelm im geflickten Ober-Rocke. Sie kennen mich, daß ich Niemanden Unrecht thue. Mein Gewissen — O das ist zu viel, mein Freund! Ich habe genug gesehen, genug gehöret. Lassen Sie uns sogleich aus einer Gesellschaft

sellschaft hinwegeilen, welcher ich ohne den äussersten Zwang nicht länger beywohnen kann.

267.

Der rechtschaffene Mann sollte, um seinen Charakter zu behaupten, niemals in vornehme Gesellschaften gehen, noch einem größern, als er ist, die Aufwartung machen. Denn er begiebt sich dadurch in die augenscheinlichste Gefahr, sein Gewissen zu verletzen, und wider seine Ueberzeugung zu reden.

268.

Das meiste, was in einer Gesellschaft geredet wird, sind Lügen, die zum Theil in offenbaren Erdichtungen, zum Theil nur in einigen Vergrößerungen, und falschen Zusätzen bestehen. Der Zuhörer verhält sich dabey gemeiniglich dem Erzähler gemäß, bejahet und bekräftiget, billiget und mißbilliget, je nachdem es seine falsche Höflichkeit, oder sein mächtiger Eigennutz, oder seine blöde Menschengefälligkeit heischen. Das, was sein Gewissen dazu sagt, kömmt dabey wenig in Betrachtung.

269.

Herr Spelz ist im Umgange so zerstreut, daß er bald einfältig fragt, bald albern antwortet. Herr Hastig hingegen ist auf das, was Andere sagen, so aufmerksam, daß er in allem,

allem, was er hört, etwas besonderes sucht, bald hier einen Witz zu entdecken, bald dort ein Geheimniß zu finden glaubt. — Dem letztern ist zu viel, dem erstern zu wenig am Reden gelegen.

270.

Manche können eine Gesellschaft nicht anders unterhalten, als mit Zoten und schlüpfrigen Zweydeutigkeiten: So wie Andere auf keine vernünftigere Art zu scherzen wissen, als auf Unkosten geistlicher Personen, biblischer Sprüche und alter Kirchenlieder.

271.

Man trift zuweilen Leute an, die solch unsinnig Zeug durch einander reden, und so seltsame Geberden dazu machen, daß man beynahe auf die Gedanken gerathen sollte, als ob sie den Verstand verloren hätten. Ein solcher Mann ist Herr Krauthaase, der, wenn er zumal ein Glas Aquavit getrunken hat, nicht anders redet, als wenn er aus dem Tollhause entsprungen wäre. Die meisten Wörter, deren er sich im Umgange bedienet, gebraucht er falsch, oder in einer andern, als der gewöhnlichen Bedeutung, behauptet die ungereimtesten Sätze, und führet eine Menge Sprüchwörter, Beyspiele und Gleichnisse an, die meistentheils höchst abgeschmackt

geschmackt herauskommen, und sich öfters ganz und gar nicht zur Sache schicken. Unter währendem Reden sind alle Muskeln seines Gesichts in Bewegung. Oft scheinet es so gar, als ob er Convulsionen hätte. Denn er verdreht die großen Augen, ballt die dicken Fäuste, schlägt sich vor die breite Stirn, schüttelt seinen Nachbar, den er mit seinen Erzählungen peiniget, die Schultern, und läßt ihn oft nicht eher in Ruhe, als bis sich derselbe mit Gewalt von ihm losgerissen hat. — Gott bewahre doch vor solchen Gesellschaften jeden rechtschaffenen Mann, jeden Mann von Verstande!

272.

Wieder Andere reden in Gesellschaften von den bekanntesten Dingen in den schwülstigsten Ausdrücken, und deklamiren dabey so pathetisch, als wenn sie auf der Kanzel stünden. Sie sprechen z. B. mit vieler Parrhesie „von der erstaunenswürdigen Seltenheit der Stallfütterung, von der ungemeinen Kostbarkeit des Felddüngers, von dem überschwenglichen Nutzen der Viehmast. Sie preisen die Vortheile eines Landes, wo das Licht der Aufklärung durch alle Wissenschaften schimmert, wo der Ackerbau und das Gewerbe den Mangel verscheuchen, und den Ueberfluß herbeyrufen, eines Landes, wo

die

die Reben die süßesten Weine, und die Ströme die schmackhaftesten Fische liefern," und was dergleichen unstreitige Wahrheiten mehr sind. Das lächerlichste dabey ist, daß sie von einer Sache oft mit Leuten sprechen, die entweder gar nichts davon verstehen, oder die, wenn ihnen auch die Materien, wovon sie reden, nicht unbekannt sind, doch aus ihren hochtrabenden Worten nicht klug werden können. Einer jungen Liebhaberin der Roman-Lektüre rühmen sie mit vielem Enthusiasmus die Vortreflichkeit der Philosophie, und empfehlen ihr zum Zeitvertreibe Kants Kritik der reinen Vernunft. Einen Oekonomen unterhalten sie von der Kriegs-Wissenschaft, einen Officier vom Feldbaue, einen Kaufmann von der Ingenieurkunst, einen Mathematiker von der Poesie. Sie erzählen nicht selten einer andächtigen Beate etwas zärtliches und seelenschmelzendes aus Wielands Idris und Zenide, oder sagen einer verliebten Lais einige kühne und geistreiche Stellen aus Lavaters Aussichten in die Ewigkeit vor. — Die Stimme, welche sie dabey annehmen, ist gemeiniglich so affectirt, daß ihre besten Freunde Mühe haben, sie daran zu erkennen, und sich in ihrer Gegenwart des Lachens zu enthalten.

273.

Seitdem die Aufklärung in der Welt Mode geworden ist, so ist sie auch in die lustigen Gesellschaften gedrungen. Kaum ist man der launichten Possen, womit man sich darinne zu unterhalten pflegt, ein wenig überdrüßig, so kömmt sogleich das Lob unserer erleuchteten Zeiten auf das Tapet. Man fragt nach neuen Schriften, die gegenwärtige Religions-Verbesserung betreffend, schmählt auf die alten Kirchengesänge und Glaubensbücher, lobt den Hrn. D. Bahrdt und Consorten, als solche, die in der Religion weiter sähen, als tausend Andere, und wünscht dabey das ganze Christenthum bald dahin gebracht zu sehen, wohin es diese erleuchtete Männer so ernstlich zu bringen suchen. Darauf läßt man das Gespräch auf den beliebten Herrn P. Wortreich und seine letzte Sonntagspredigt fallen, versieht sie mit einigen scharfsinnigen Anmerkungen, und bewundert diejenigen Stellen am meisten, welche man am wenigsten verstanden hat. Ist diese Materie erschöpft, so fragt man sich nach den neuesten Romanen, und theilet einander seine Gedanken darüber umständlich mit. Dem einen gefällt der ehrliche Bunkel mit seinen drollichten Meynungen, dem andern die seltsame und abentheuerliche Geschichte

schichte Carls von Carlsberg. Einer hat sich diese, ein anderer jene gute Sentenz daraus gemerkt. Endlich kommen auch die Komödien und Komödianten an die Reihe, denen man ebenfalls alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren läßt; und eine beträchtliche Menge feiner Urtheile über die zum Theil noch unerleuchteten Schneider, Friseure, Bediente und Jungemägde machen den Beschluß.

274.

An mehrern Orten Deutschlands, besonders in einer gewissen Obersächsischen Hauptstadt, welche vor Andern auf den Ruhm der guten Lebensart Anspruch macht, herrscht unter den Vornehmen, so wie unter den Geringen, eine sehr schwarze Art von Verleumdung. Böses von Andern zu reden, ist da gleichsam das Lieblingsgespräch und der allgemeine Modeton. Kaum haben sich da die Herren und Dames ceremonienmäßig versammelt, so sind, nach den gegenseitigen Gesundheitsumständen, wornach man sich erkundiget, die Fehler des Nächsten das erste, was unter ihnen abgehandelt wird. O wie beredt ist man da! wie unerschöpflich! Wie voller Witz und Scharfsinn! — Nicht das kleinste Gebrechen eines andern, beträfe es auch nur Mine und Anzug, kann dem hellen Auge der

Gesellschaft entwischen, noch auf ihrer spitzigen Zunge Gnade finden. Fremde und Einheimische, Geistliche und Weltliche, Vettern und Muhmen, Bediente und Jungemägde, Freunde und Feinde, alles muß hier durch die Hechel. Selbst die Anwesenden, wenn sie nach und nach Abschied nehmen, und kaum den Rücken wenden, bekommen von den Zurückbleibenden gleichsam den Staupbesen. Ist das nicht eine strenge Justiz? — Oder vielmehr lieblose Härte? — Doch wie dem auch sey, so können Sie sich dieses immerhin merken, Herr Leser! und wenn Sie einmal in dieselbe Stadt kommen, oder sich schon wirklich darinne aufhalten, so suchen Sie in Gesellschaften ja allemal der erste zu seyn, welcher kömmt, und der letzte, welcher hinweggeht. Ich rathe Ihnen dieses um Ihres eigenen Bestens willen. Denn, (Sie wissen wohl,) die Hechel und der Staupbesen, welchen Sie sich im Gegenfalle aussetzen, sind eben so schmerzhaft, als schimpflich. — Ob man da von Andern sonst gar nichts zu reden wisse, als Böses? — das weis ich Ihnen nicht zu sagen. Da müssen Sie sich an dem Orte selber erkundigen. Genug, es ist da einmal so Mode, und dabey bleibt man, ohne das Moralische davon lange zu untersuchen. — Doch wer weis, wird

da-

daselbst die Gewohnheit, Uebels von Andern zu reden, nicht gar zur bessernden Menschenliebe gerechnet. — Dieses scheinet mir beynahe um deswillen glaublich zu seyn, weil man da in allen Zusammenkünften das Wort Menschenliebe zu einem beständigen Loosungsworte gemacht hat. Unter währendem Verläumden führet man es im Munde, und man würde den mit schlechten Farben abmahlen, der es wagen, und den Einwohnern diese Tugend absprechen wollte. So verschiedener Meynung sie auch manchmal in andern Dingen sind, so stimmen sie doch insgesamt darinne überein, daß sie in aufgeklärten und menschenfreundlichen Zeiten leben, und die vielen Mängel und Schwachheiten ihrer ungebildeten Vorfahren glücklich abgelegt haben. — —

Wie sich der rechtschaffne, der Mann von Verstande hierbey verhalte? — das ist leicht zu erachten. Entweder er meidet, (welches ohne Zweifel das Beste ist,) dergleichen Gesellschaften ganz und gar: Oder, wenn er sie dennoch besuchen, und der darinne herrschenden Verleumdungs-Mode sich widersetzen will, entschließt sich großmüthig, Hechel und Staupbesen zu verachten, und ein standhafter Märtyrer der Wahrheit zu werden.

275.

Es ist wahr, daß mancher gelehrte Mann in dem Umgange mit stolzen Hof- oder reichen Kaufleuten eine schlechte Figur macht. Allein es ist auch eben so gewiß, daß ein alberner Hof- oder eingebildeter Kaufmann in einer Gesellschaft der Gelehrten eine noch schlimmere Rolle spielt.

276.

Viele Gelehrte sind außer ihrer Sphäre fast zu nichts zu gebrauchen, und selten im Stande, sich mit Ehren in ein politisches, ökonomisches oder anderes Gespräch zu mischen. Dabey haben sogar manche ein so einfältiges Ansehen und so ungeschickte Manieren, daß sie öfters den Unstudierten Gelegenheit geben, über sie und die ganze Gelehrsamkeit zu spotten. — Wie sehr ist es daher einem jungen Gelehrten zu rathen, sich auch von andern Sachen Kenntnisse zu erwerben, und durch ein gutes, gesellschaftliches Betragen den Unstudierten zu zeigen, daß sie in diesem Stücke wenig oder gar nichts vor ihm voraushaben! —

277.

Strephon befindet sich in einer Gesellschaft reicher Thoren, die einander mit vielem Geschreye die Zeit verderben. Bescheiden steht

er

er da und lächelt zu ihrem ungesalzenen Witze. Ueber ihn aber, so vernünftig er auch von allem urtheilet, lacht man aus vollem Halse. — Die Herren wissen es, daß er arm ist. —

278.

Man erlaube sich nie, seinen Spaß mit Personen zu treiben, die es nicht wagen dürfen, in eben dem Tone, in welchem sie gefragt werden, zu antworten. Man gewinnet nichts bey ihrem Stillschweigen, oder gezwungenem Lächeln. Ihre Minen geben oft deutlich genug zu erkennen, was ihre Herzen darauf erwiedern.

279.

Friederich, der Große, scherzte bisweilen bey der Tafel mit vielem, aber oft beißendem Witze. Ihm darauf wieder witzig, und doch nicht beleidigend, zu antworten, dies erfoderte einen Verstand, der noch den Seinigen übertraf.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Stolze.

280.

Der Stolz befleckt die herrlichsten Eigenschaften, die ein Mensch haben kann. Daß Oront ein kluger Staatsmann, Dorant ein scharfsinniger Philosoph, und Sempron ein vortreflicher Redner ist, daß Selinde Schönheit, Cephise Anmuth, und Cleone Witz besitzt, wird Niemand, der diese Personen kennt, in Zweifel ziehen. Aber wer denkt hieran, wenn er ihren Stolz betrachtet, ihren unerträglichen Stolz, der alles das Gute, womit sie außerdem begabt sind, weit überwiegt?

281.

Die meisten Ursachen des Stolzes, wie gering und lächerlich sind sie nicht! — Ich will hier nur einige zum Beweise anführen!

Von Gänsefeld weis sich mit seinen Groß- und Urgroß-Vätern viel, weil dieselben Verdienste hatten, die man noch an ihm verehrt, ungeachtet er keines hat. — Prunklieb hält sich darum für hochachtungswürdiger, als andere Menschen, weil er einen gestickten Rock und

eine

eine Tressenweste trägt. — Schlappwade thut sich auf seine Equipage viel zu Gute, und kann sich kaum vorstellen, daß man vor denen Ehrfurcht haben könne, die zu Fuße gehen. — Kunz sieht Steffen darum so verächtlich von der Seite an, weil jener nur 100, er aber 1000 Thaler jährliche Einkünfte hat. — Wissen Sie, warum Rosalie seit einigen Tagen, wie ein Pfau, auf der Straße geht? — Ihr Mann ist Rathsherr geworden, und trägt itzt eine Perücke. — Ohnstreitig ist Klimene eines der schönsten Frauenzimmer unsrer Stadt; allein sie weis es auch, und nur allzugut, um sich nichts darauf einzubilden. O möchte sie doch bedenken, daß sie in einigen Wochen häßlich werden kann, und es in einigen Jahren gewiß wird! — Blondine, auch eine von unsern Stadtschönheiten, wird besonders ihrer langen Haare und kleinen Füße wegen gelobt, und möchte darüber vor Hochmuth bersten. — Strotz begegnet seinen Subalternen mit dem äußersten Uebermuthe, ungeachtet er sich das Amt, das sie ihm unterthänig macht, auf die niederträchtigste Art erschlichen hat. — Hirnstaub hat Homers Batrachomyomachie, oder Frösche- und Mäuse-Krieg, mit Noten edirt, und spöttelt daher auf diejenigen Herausgeber, die sich nur

noch zur Zeit an den Kornelius Nepos und Cicero's kleine Episteln gewagt haben. — Aus dem Wege! da kömmt der Herr von Windkopf. An seiner Mine kann man schon seinen Werth erkennen. Er ist von dem ältesten Adel im Lande, und kann seinen Söhnen in einem Stifte, in welchem er will, Domherrenstellen kaufen. NB. Dies versteht sich nur von denjenigen Söhnen, die er mit seiner rechtmäßigen Gemahlin erzeugt hat. Die aus der wilden Ehe sind weder Stifts- noch Erbschaftsfähig, und werden von ihm blos mit Geschenken abgefunden.

282.

Aleiphron könnte als ein reicher Edelmann ruhig auf seinen Gütern leben, und jeden seiner Pfade mit süßem Wohlthun bezeichnen, aber nein! die stolze Ruhmbegierde treibt ihn hinaus ins rastvolle Feld der Ehren, auf den blutigen Schauplatz des Krieges, wo er Lorbern sucht, und den Tod findet. — Der Thor! — Wie viel Vergnügen mag er wohl in seinem mit Waffen gezierten Grabe empfinden, wenn seiner in den Zeitungen und in den Todten-Listen rühmlich gedacht wird! —

283.

Sehen Sie dort hinter Ihro Durchlaucht den ansehnlichen Mann mit dem kleinen goldnen Schlüssel an der Seite? — Es ist ein Kammerherr, der eben die Aufwartung hat. — Wie demüthig er da steht, und auf die Winke seines Fürsten aufmerksam ist! — Wahrhaftig, es jammert mich, ihn oft zu ganzen Stunden in einerley zwangvollen Stellung zu sehen. — Und gleichwohl hat dieser Mann Vermögen genug, um dieses traurigen Zwangs überhoben zu seyn, und eine Menge eigener Bedienten, die, wenn er zu Hause ist, seine Befehle zu vollziehen, herbeyeilen. — Was bewegt ihn also, Ruhe und Bequemlichkeit zu verachten, und der Diener eines noch größern Herrn zu seyn, als er ist? — Der Stolz, der seltsamste Stolz, der sich nur denken läßt, der seine Sklaven durch wirkliche Unterwerfung und Dienstbarkeit auf der einen Seite erniedriget, um sie auf der andern durch blendende Titel und Ehrenzeichen wieder ein wenig zu erheben.

284.

Der Hochmüthige ist ein eben so großer Thor, als Lasterhafter. Nie wird sich der Kluge auf Vorzüge, die er sich nicht selbst gegeben hat, etwas einbilden, noch sich mit Eigenschaften, die

auch

auch Andere, und öfters in einem weit höhern Grade haben, brüsten.

285.

Der Stolz kleidet sich in verschiedene Trachten, und deckt sich nicht selten mit dem gefälligen Schleyer der Demuth. — Alceſt hat die bescheidenste Mine, die man nur annehmen kann. Seine Stimme, die von Natur stark genug ist, zwingt er zu einem so schwachen und heischern Tone, daß man ihn sogar in der Nähe zu verstehen Mühe hat. Wenn er auf der Straße erscheinet, so geht er nicht anders, als mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenen Augen. Sein Tritt ist so leise, als wenn er keine Sohlen auf den Schuhen hätte. Trägt sichs zu, daß ihm einige seiner Verehrer begegnen, die mit tiefen Verbeugungen ihm ihre Ehrfurcht bezeugen, so scheinen seine verschämten Blicke sie gleichsam zu bitten, ihn nicht für den Mann zu halten, der dergleichen Ehrenbezeugungen von ihnen erwarte. Der Pöbel, der dieses im Vorbeygehen bemerkt, und der, wie man weis, nur immer nach dem Aeußerlichen urtheilet, wird hierdurch ungemein erbaut, und kann die Demuth Alceſtens nicht genugsam bewundern. Gewisse Leute hingegen, die diesen Herrn genauer kennen wollen, versichern, daß derselbe, trotz seiner bescheiden-

scheidenen Miene, trotz seines leisen Fußtritts und seiner niedergeschlagenen Augen, das stolzeste und eingebildetste Herz habe, und nur darum so viel Demuth affektire, weil er wisse, daß diese Tugend überall hochgeschätzt werde, und weil es ihm leichter zu seyn dünke, den Schein davon anzunehmen, als sich sie selber zu erwerben.

286.

Welche kühne Thorheit ist es nicht, daß sich oft ein einziger Reicher gegen tausend Arme so brüstet! — Wollten diese ihre natürlichen Kräfte zu seinem Nachtheile vereinigen, wo würde sein Stolz, wo würde er selbst bleiben? —

287.

Die reichen und vornehmen Unstudirten mögen, aufgeblasen von ihrem Gelde und Range, die dürftigen Gelehrten noch so sehr verachten und über sie spotten, sie müssen doch jederzeit, wenn eine Sache, worzu Verstand und Wissenschaften gehören, untersucht und entschieden werden soll, zu denselben ihre Zuflucht nehmen.

288.

*) An das hochgeneigte Publikum von dem Kühhirten aus Lämmerfeld.

Nach-

*) Da es itzt sehr gemein wird, die Todesfälle der Seinigen in den Zeitungen bekannt machen zu lassen, um wenigstens die Welt noch von dem Tode derjenigen,

Nachdem es dem unerforschlichen Rath und Willen Gottes gefallen, mir meine getreue Ehegenossin Anna Margareta, geb. Schiefhalsin, aus dem Hause Schmutzbach, nach einem harten und langwierigen Krankenlager von der Seite zu nehmen, und mich dadurch in den betrübten Wittwerstand zu versetzen, als mache ich diesen schmerzlichen Todesfall allen meinen hochgeehrtesten Anverwandten und Freunden hiermit bekannt und verbitte zugleich alle mündliche und schriftliche Condolenzen.

Sechs-

gen, von deren Leben sie oft nicht eine Sylbe gewuß hat, zu benachrichtigen, so hoffe ich, daß man dieses Avertissement des ehrlichen Kühhirten aus Lämmerfeld nicht befremdend finden werde.

Sechszehntes Kapitel.

Von der Wollust.

289.

Das Laster der Hurerey ist itzt dergestalt gemein, daß man es durchaus keinem rechtschaffenen Manne mehr glauben will, wenn er versichert, daß er sich dessen jederzeit enthalten habe.

290.

Es ist nicht blos die Stärke der Leidenschaft, durch welche die Frauenzimmer zu wollüstigen Ausschweifungen hingerissen werden. Der Hang zur Eitelkeit und die Liebe zum Putze bewegen sie eben sowohl dazu. Wie viele ehrliche Weiber und Mädchen widerstehen den glattesten Worten, die ihnen ihre Liebhaber geben, aber einem schönen Bande, oder Ohrgehenke, oder Zeuge zu einem neuen Kleide, die sie von ihnen erhalten, können sie nicht widerstehen! —

Man wird mir verzeihen, wenn ich sage, daß ich mir unter tausend verheuratheten und unverheuratheten Frauenspersonen kaum zehne zu finden getraue, über welche die bloße Liebe zur Tugend so viel Gewalt hätte, daß sie alle

Aner-

Anerbietungen ihrer Verführer, sie bestehen im Gelde oder im Putze, mit verdienter Verachtung zurückweisen könnten.

292.

Man schilt auf eine öffentliche Buhlerin, und nennt sie eine schändliche Verführerin unerfahrner Jünglinge; und ich glaube, daß man ihr hiermit keinesweges Unrecht thue. Allein wer war es denn, der diese Unglückliche zuerst verführt und in Schande gestürzt hat? — War es nicht vielleicht auch ein schändlicher Verführer unschuldiger Mädchen? —

293.

Manche Mutter verwünscht die Verführerin ihres Sohnes, die eben sowohl Ursache hätte, ihren Sohn, als den Verführer jener, zu verwünschen.

294.

Die Regungen der Wollust und ein reifer Verstand zeigen sich zu einerley Zeit; ohnfehlbar deswegen, damit jene an diesem einen Zaum haben, der sie, wenn sie zu weit gehen wollen, bedachtsam zurückhält.

233.

Die Liebe ist eine größere Wunderthäterin, als alle Bilder der Heiligen. Sie macht die Geistlichen galant, die Groben höflich, die

Alten

Alten jung, und die Narren verständig. — Im Gegentheil macht sie eben so oft die Höflichen grob, die Weisen närrisch, und die Frommen gottlos.

296.

Niemand traue, wenn die Rede von Liebe und Wollust ist, dem ehrwürdigen Ansehen, der äußerlichen Ernsthaftigkeit, oder dem mürrischen Alter.

297.

Der Stolz und die Wollust sind zugleich in die Welt gekommen, und die Tyrannen der Menschen geworden. — Vor ihrem Zepter beugen sich alle Nachkommen der ersten Sünder. — Philosophen und Könige, Sklaven und Helden, seufzen in ihren Fesseln. — Die Religion der Christen, die allerheiligste, die nur gedacht werden kann, muß ihre ganze Stärke aufbieten, um in ihren Verehrern die Macht dieser beyden Feinde zu schwächen. — Gott selbst ist nur im Stande, sie in uns alsdann vollkommen zu überwinden, wenn wir unsre fleischerne Hütte einmal abgelegt haben, und in einer andern Welt ganz Geist seyn werden.

298.

Niemals vertraue man sich solchen Personen an, welche entweder der Wollust oder dem

Trunke ergeben sind. Beyde sind unvermögend, Geheimnisse zu verschweigen. Sveton erzählt, daß der Kaiser August alle Anschläge seiner Feinde blos durch deren Weiber oder Buhlerinnen erforscht habe.

299.

Die Platonische Liebe ist eine bloße Chimäre, oder man versteht darunter weiter nichts, als Freundschaft und Hochachtung. Es giebt schlechterdings keine Liebe des einen Geschlechts gegen das andere ohne Sinnlichkeit.

300.

Die Profession der Huren kömmt in — immer mehr und mehr in Verfall, so daß fast gar nichts mehr dabey zu verdienen ist. Die Ursache ist, weil so viele Dames und Demoiselles aus guten Häusern, ohne die Putzmacherinnen, Kammer- und Junge-Mägde zu rechnen, darein zu pfuschen pflegen.

301.

Petronius erzählt von gewissen Mädchen, welche sich nicht mehr erinnern konnten, jemals Jungfern gewesen zu seyn. Das war zu seinen Zeiten ein Wunder. Zu den meinigen ist es keines mehr.

302.

Warum die jungen Mädchen immer so gern allein beysammen sind? — Das will ich Ihnen sagen, mein Herr! — Sie theilen einander das schlauentdeckte Geheimniß der Liebe mit. — Man stirbt nicht davon, sagt die eine. — Ich möchte es doch auch bald versuchen, spricht die andere.

303.

Kinder! seyd nicht einfältig, und glaubt es den Alten, daß es die Religion sey, die sie keusch mache. Es ist blos ihr natürliches Unvermögen.

304.

Nichts ist lächerlicher, als ein Greis, den Amor noch an seinem Narrenseile herumführt, oder eine Alte, in deren Herzen er die längst verglimmte Liebesasche wieder anfacht.

305.

Daß die Kinder so zeitig in der praktischen Kunst zu lieben Kenntnisse erlangen, rühret gemeiniglich von den allzufreyen Reden und Handlungen ihrer Eltern her, welche in ihrer Gegenwart sich oft nicht scheuen, über die geheimsten Dinge des Ehestandes mit ihren Freunden, oder unter sich selbst, sehr verständlich zu scherzen.

306.

Der Hang zur Ueppigkeit und Wollust verdirbt die besten Talente, und macht die, so sie besitzen, für den Dienst der Welt unbrauchbar. — Leichtfus, ein abgesetzter Prediger, wäre bey seinen herrlichen Naturgaben ohnstreitig einer der verdienstvollesten Lehrer der Kirche geworden, woferne er seine jugendliche Leidenschaften hätte mäßigen oder im Zaum halten wollen. Da er sich aber denselben blindlings überlies, und keinen freundschaftlichen Ermahnungen Gehör gab, so sank er nach und nach in den Schlamm, in welchem er sich itzt herumwälzt, und er, welcher dem geistlichen Stande gewiß zum Muster und zur Zierde hätte dienen können, dienet nunmehr demselben zur Warnung und zur Schande. Tausenderley Glücksplane schuf er sich. Sie mißlungen ihm alle. Zuletzt machte er eine Art von Banquerott, und ist itzt, wie ich höre, im Begriff, sein Heil in Amerika zu versuchen.

307.

Renegatus Freysinn, der Compagnon von jenem, verliert sein geistliches Amt darum, weil eine Buhlschwester den Umgang, den er mit ihr gehabt, nicht verschweigen konnte. Daß er ein großes Genie ist, daß er viel Wis-

senschaften besitzt, daß er zu einem Prediger geboren zu seyn scheinet, ist zwar stadtkundig, aber, ihn vor seinem Falle zu schützen, nicht hinlänglich. — Was soll er nun anfangen? — Graben mag er nicht, so schämt er sich zu betteln. — Soll er ein neues Pfarramt suchen? — Wo, da ihn Fama mit ihren Mislauten überall verfolgt? — Soll er umsatteln, und die Rechte studieren? — Hierzu ist es nicht mehr Zeit für ihn. — Was denn? — Bücher schreiben? — Ein schlechtes Nahrungsmittel, wahrhaftig! und gleichwohl immer noch das einzige für solche Unglückliche. — Aber was für Bücher kann man ihm wohl rathen zu schreiben? — Theologische? — Hm! als wenn man sonst nichts schreiben könnte! Kann er sich nicht vielmehr in das itzt so beliebte ökonomische Fach werfen? — Kann er nicht ein Recensent werden? — Die litterarische Gesellschaft zu Tollheim nimmt gern billige Mitarbeiter an. — Indessen will er ja was theologisches schreiben; nur nichts orthodoxes, nichts altgläubiges. — Hiermit ist man der Welt nicht mehr willkommen. — Wer ihr gefallen will, der muß neue Meynungen erfinden, neue Schrifterklärungen wagen, je paradoxer je besser. — Freysinn kennet den Geschmack der Welt, und

schreibet demselben gemäß. Doch schonet er noch anfänglich das Wesentliche der Religion, und hält sich mit seinen Kritiken blos bey Nebendingen auf. Vielleicht würde er auch, wie mancher Andere, dabey stehen bleiben, woferne die Wiederbeförderung zu einem Amte, worauf er sich Rechnung macht, erfolgte. Da aber dieselbe von einer Zeit zur andern außenbleibt, und der Zustand seiner Finanzen immer bedenklicher wird, so geht er in seiner Dreistigkeit weiter, bezweifelt bald diese, verwirft bald jene Grundlehre des Christenthums, und macht lächerlich, was Andern ehrwürdig ist. Nicht, als ob sein Herz von dem, was seine Feder behauptete, überzeugt wäre, nein! er verstattet derselben blos darum so viel Freyheit, weil er hierdurch als Professor, Hofprediger, oder Probst, sein Glück zu machen hofft, und weil er weis, daß schon mancher vor ihm auf diese Art das seinige gemacht hat. Er betrügt sich inzwischen in seiner Hoffnung; man sendet ihm keinen auswärtigen Ruf, und die Anfälle des Hungers werden stärker. Solche Umstände, ich leugne es nicht, sind verzweifelt. Was soll Freysinn darinne thun? — Zurückgehen? — Darzu ist er schon zu weit gegangen. — Widerrufen? — Darzu ist er zu stolz, zu verhär-

tet.

tet. Seine Seele hat sich an das, was er erst wider seine Ueberzeugung, aus bloßer Menschengefälligkeit, schrieb, nach und nach gewöhnt, so daß er es nunmehr wirklich für wahr, oder doch für wahrscheinlicher hält, als das Gegentheil. — Kurz, er ist nun völlig verblendet und geräth, so vieler fehlgeschlagenen Hoffnungen wegen, in eine Art von Wuth, in der er sich an Gott und Menschen zu rächen sucht. Staat und Kirche, Religion und Obrigkeit, Vornehme und Geringe, alles behandelt er gleich. Nichts ist seiner verwegenen Feder zu heilig; sie vergreift sich an allem. — Sein Lohn am Ende? — Man sollte vielleicht denken, der Spitel, oder das Zuchthaus. Aber man irret sich, wenn man dieses muthmaaßet. Die Welt sieht plötzlich ein, daß die Religion zu viel gewinnen würde, wenn er nicht wäre, und sucht ihn zu erhalten. Er bekömmt unvermuthet Gönner, die ihn der Gnade des Fürsten empfehlen — ihm bey demselben eine Pension auswirken — und vielleicht gar nach dem Tode eine Ehrensäule setzen. —

Ich füge zu diesem Charakter folgende Sentenz des unsterblichen Luthers: „Wenn der Teufel einen einmal aus seinem Satz und Lager hebt, und bringt ihn ins

Wälzen, so kann er an keinem Orte und auf keiner Lehre ruhig bleiben."

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem Geize.

308.

Der Geiz gehört unter die größten menschlichen Thorheiten, und ist zugleich eine Quelle unzähliger Verbrechen. Saget dieses einem reichen Filze, erklärt es ihm; er wird es einräumen und sich dennoch nicht bessern.

309.

Die Sklaven des Reichthums sehen aus Dummheit das Geld für einen Zweck an, da es doch weiter nichts ist, als ein Mittel.

310.

Tugend und Gottesfurcht, Verstand und Wissenschaften, Ruhe der Seele, und getroster Muth im Tode, Himmel und ewige Seligkeit werden von einem Menschen, der den Reichthum liebt, (und o wie viele giebt es deren!) diesem seinem nichtswürdigen Götzen ohne Bedenken aufgeopfert.

311.

Sie wundern sich, Harpax! daß Sie jedermann verabscheut, daß Ihre eigene Frau und Kinder Ihnen den Tod wünschen? — Hören Sie auf, sich zu verwundern! — Sagen Sie mir einmal, wie kann ein Mensch, der das Geld über alles liebt, von Jemanden Liebe erwarten? — Wessen Liebe suchen Sie denn wohl zu verdienen *)? —

312.

Moliere mochte seinen Geizigen so lächerlich vorstellen, als er wollte. Die Geizhälse von Paris erkannten sich nicht in seinem Bilde, weil sie, wie alle Geizhälse in der Welt, sich blos für sparsam hielten. Sie fanden vielmehr das Stück äußerst komisch, und lachten über die Thorheiten ihres Kammeraden aus vollem Halse mit.

313.

Man kann sich oft mehr auf die Treue eines Kartusche verlassen, als auf die Ehrlichkeit eines Harpaxes. Ueberhaupt hat der Stra-

 sen

*) Non vxor saluum te vult, non filius, omnes
Vicini oderunt, noti, pueri, atque puellae.
Miraris, cum tu argento post omnia ponas,
Si nemo praestet, quem non merearis, amorem?
HOR. Sat. I. Lib. I.

senräuber manches vor einem groben Geizhalse voraus Jener stiehlt gemeiniglich aus Noth; dieser raubet aus bloßer Habsucht. Jener stellt nur den Reichen nach; diesem sind Reiche und Arme gleich. Jener hat mit denen, die in seine Hände fallen, öfters noch einiges Mitleiden; dieser hingegen hat mit sich selbst keines, geschweige denn mit Andern.

314.

Wenn der Geiz an die Höfe und unter die Minister kömmt, welch ein Unglück für das Land! — Dann ist das Recht feil und die Aemter, dann werden Auflagen mit Auflagen gehäuft, dann hört man auf keinen Unterthanen, er schreye über Bedrückungen, wie er will.

315.

Sejan ist geizig, Rom wird verkauft. Der geizige Minister verkauft den guten Kaiser, sagte Diokletian. — O hätte er ihn doch lieber verschenkt, damit er einem bessern Regenten Platz gemacht hätte! — Denn ich bin fest überzeugt, daß kein Minister sich unterstehen würde, sich durch Ungerechtigkeiten und Gelderpressungen bereichern zu wollen, wofern er nicht wüßte, daß er einen einfältigen oder sorglosen Herrn hätte, der ihn in allen Stücken mit seinen Unterthan-

terthanen schalten und walten ließe, wie er wollte.

316.

Ehe der Mammonsknecht nur etwas von seinem Vermögen fahren läßt, lieber geht er mit allen den Seinigen verloren. Man denke an den Crösus. Aus Geiz stürzte dieser sein Reich, seinen Freund, den Chaldäer, ja, sich selbst in das größeste Verderben, und Cyrus, welcher die Kenntniß, die er von dem Charakter des Lydiers hatte, zu benutzen wußte, triumphirte über Asien.

317.

Das Geld geht bey den meisten Menschen über alles. — Kriton hat eine tugendhafte Seele — will eben nicht viel sagen, mein Herr! — einen ungemeinen Verstand — eben so wenig — eine vornehme Geburt — ist etwas — 100,000 Thaler Geld — Ha! der göttliche Mann! Wo ist er, daß ich mich ihm zu Füßen lege? Sagen Sie es ihm, ich stünde ganz zu seinem Befehle. Ich sähe es nun mehr, als zu deutlich, daß alle gute Eigenschaften in ihm vereinigt wären.

318.

Selten unterstützt ein Reicher einen Armen mit baarem Gelde, es sey noch so wenig, aus Furcht, dieses wenige bey ihm einzubüßen. Immer

mer pflegen nur die Reichen sich unter einander selbst zu unterstützen; sollten sie auch die größesten Summen darüber verlieren.

319.

Der alte Scharrsilber, der in seinem Leben sonst nichts gethan, als Geld gezählt und Wechsel geschrieben hat, ist endlich mit dem Ruhme des reichsten Mannes in der Stadt gestorben. So reif er auch zum Tode war, so kam ihm derselbe doch noch viel zu früh. Seine Sachen waren noch gar nicht in Ordnung gebracht, keine Rechnung völlig abgeschlossen, unzählige Schulden noch einzucassiren. — Daß doch der Tod die Leute so zur Unzeit überläuft! — Den Donnerstag in der Zahlwoche hätte er kommen sollen! — Das war bey Scharrsilbern der gewöhnliche Zahlungstag. Eher pflegte er auf keine alte Rechnung einen Groschen zu bezahlen, und wenn man ihm zu Füßen gefallen wäre. Doch weis ich nicht, ob ihm der Tode gerade in einer heurigen oder künftigen Messe gelegen gekommen seyn würde. Vielleicht hätte er ihm gar am Ende seine Anfoderung streitig gemacht, und, wo möglich, das Recht dazu abgeschworen. Allein, wie dem auch gewesen seyn möchte, genug, der Tod, der seine Gesinnungen gekannt zu haben scheinet, hat auf

seinen

seinen freyen Entschluß, die Schuld der Natur zu bezahlen, nicht gewartet, sondern sie plötzlich und mit Ungestüm von ihm eingetrieben. Nun ist der verewigte Scharrsilber in einer andern Welt, um die er sich vorher gar nicht bekümmert hat. Da er vermuthlich keine Geldgeschäfte darinne wird machen können, so muß er itzt nothwendig die verdrüßlichste Langeweile haben; und wehe ihm, wenn er darinne vor einem Richter erscheinen muß, der gerechter ist, als es die irdischen sind, die er so oft, als er in Gefahr war, seines Wuchers und seiner Betrügereyen wegen, bestraft zu werden, mit Geschenken auf seine Seite zu bringen wußte! —

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Spiele.

320.

Spielen ist ein Zeitvertreib, oft spielen ein Zeitverlust, sein Geld im Spiele wagen, eine Narrheit, die aus dem Geize entspringt, und oft in Verschwendung übergeht.

321.

Man kann das Spiel mit einerley Rechte die Klippe der Freundschaften, und den Zunder zu großen Feindseligkeiten nennen.

322.

Warum besonders die Frauenzimmer so gern spielen, und oft die nöthigsten Hausgeschäfte darüber versäumen? — Vermuthlich deswegen, weil sie dem Müßiggange und dem Geize mehr, als die Mannspersonen, zugethan sind.

323.

Kühne Hazardspiele machen eben so plötzlich arm, als reich. Der, welcher des Morgens mit vollen Goldsäcken aufstund, legt sich oft des Abends ohne einen Kreuzer zu Bette.

Zu Ludewigs, des 14ten, Zeiten gewann ein berühmter Spieler zu Paris mit einem erstaunenswürdigen Glücke unermeßliche Reichthümer,

wovon

wovon er einen Theil baar erhielt, den andern aber zu Anschaffung reicher Kleider und einer kostbaren Equipage, besonders aber zu Erbauung eines prächtigen Palastes verwandte, der ihn allein 500,000 Livres kostete. Wenige Zeit hierauf spielte er mit einem Unglücke, das nicht geringer war, als das vorige Glück, und verlor auf einmal Geld, Kleider, Equipage, Palast, kurz alles, was er hatte — nur die Spielsucht nicht. Man sahe ihn nachher öfters mit den herumlaufenden Savoyarden auf der steinernen Vortreppe eben des Palasts, welchen er zuvor bewohnt hatte, um etliche Liards oder Pfennige würfeln.

324.

Macht schon der Verlust an sich selbst den unglücklichen Spieler mürrisch, wie vielmehr das empfindliche Lächeln, das er auf dem Gesichte des Gewinners gewahr wird.

325.

Der Unterschied zwischen einem Meßdiebe und einem Spieler von Profeßion ist nicht sehr beträchtlich. Jener schneidet die Beutel ab, dieser leeret sie aus.

326.

„Spielschulden müssen bezahlt werden," ist ein Gesetz, das sich die Spieler selbst gemacht haben,

haben, und das sie gewissenhafter, als jedes andere, beobachten. Ehe lassen sie den armen Handwerksmann auf seine Bezahlung warten, ehe lassen sie ihre Familien darben, ehe darben sie selbst, als daß sie ihren Spielkameraden das an sie verlorne Geld schuldig bleiben sollten.

327.

Die Lotterien sind die schädlichsten Hazardspiele, die nur zu finden sind. Wie viele Familien werden dadurch in der Stille zu Grunde gerichtet! Wie mancher arme Dienstbote und Tagelöhner um sein sauer verdientes Lohn, oder wohl gar an den Bettelstab gebracht! — Wie? es werden, sagt ihr, bey jedesmaliger Ziehung die ansehnlichsten Gewinnste im Publiko verbreitet? — Thörichtes, blendendes Vorgeben! — Was hilft es wohl den zehen, welche verlieren, daß der eilfte, (der es vielleicht nicht einmal braucht,) ihren Verlust gewinnt? — Ich dächte also, man sollte, aus landesväterlicher Einsicht und Vorsorge, diese großen Hazardspiele weit eher verbieten, als die minder schädlichen kleinen.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem Selbstmorde.

328.

Der Selbstmord entsteht mehr aus einer Feigheit, als aus einer Großmuth. Weil man sich aber gemeiniglich das Gegentheil einbildet, so wird oft der Verzagte blos darum ein Selbstmörder, um das Ansehn eines Großmüthigen zu behaupten.

329.

Sich mit Gewalt dasjenige zu nehmen, was man sich nicht selbst gegeben hat, und was man sich, wenn man sichs einmal genommen hat, nicht wiedergeben kann, mit einem Worte, sich das höchste Gut auf Erden, das Leben, zu rauben, halte ich für eine Thorheit, die nahe an den Unsinn gränzt, und die allenfalls nur den Schwarzblütigen zu verzeihen ist.

330.

Nein! nicht derjenige handelt großmüthig, der, durch sein widriges Schicksal überwunden, sich selbst entleibt, sondern vielmehr der, welcher dasselbe mit Gelassenheit erträgt, und, ihm gleichsam zum Trotze, lebt.

331.

Selten hat der Selbstmord ein unverschuldetes Unglück zum Grunde, selbst dann nicht einmal, wann ihn zunächst körperliche Ursachen veranlassen. Man untersuche alle bekannte Fälle, und man wird finden, daß bey den meisten entweder gekränkter Hochmuth, oder unbefriedigte Habsucht, oder allerley grobe Ausschweifungen vorhergegangen sind.

332.

Man verwechsele den sterbenden Sokrates nicht mit dem sterbenden Kato. Sie gleichen sich auf keinerley Weise. Jenem gaben Andere den Tod, dieser gab sich ihn selbst. Jener starb aus Gründen der Religion, dieser aus Ursachen des Staats. Jener empfing den Tod mit standhafter Demuth, dieser überlieferte sich demselben mit zaghaftem Stolze. Beyde unterwarfen sich ihm zwar freywillig, doch jener als ein Märtyrer seines Glaubens, dieser als ein Märtyrer seines Ehrgeizes. Ueberdieß war es jenem tausendmal rühmlicher, den Tod, der erhabensten Wahrheit *), als diesem, eines blosen Vorurtheils **) wegen, zu leiden. — Sokrates,

*) Daß ein einiger Gott sey.

**) Der falsche Patriotismus, wo man die Freyheit seines

tes, indem er den Giftbecher trank, konnte zu sich sagen: Ich sterbe mit Vergnügen, weil man mich auffordert, die Wahrheit meiner Lehre mit meinem Tode zu besiegeln. Kato hingegen, indem er das mörderische Schwerdt wider sich zückte, muste, wenn er aufrichtig seyn wollte, gestehen: Ich sterbe vor Verdruß, weil ich sehe, daß die Parthey des Pompejus, der ich anhange, und die mit mir die Souveränität des Römischen Senats bisher vertheidigt hat, unterliegt.

333.

Ein junger Werther, der sich in die Frau eines andern vergafft, und, weil er ihrer nicht theilhaftig werden kann, sich selbst entleibt, ist ein Wollüstling von überspannter und verdorbener Einbildungskraft, ein vor Liebe rasend gewordener Roland, der ins Tollhaus gehört. — Allein wie nennet man denn wohl diejenigen, die seine alberne Geschichte lesen und nachahmen? — Für diese weis ich keine Namen zu finden. Die Größe solcher Narren zu beschreiben, ist unmöglich. Dazu ist die deutsche und jede andere Sprache zu arm.

seines Vaterlandes zu vertheidigen glaubt, indem man sich weigert, einem einzigen Heren zu gehorchen, um dafür zehn andern zu dienen.

334.

Man muß sich oft wundern, daß Personen, die Tonnen Goldes besitzen, und öffentlich für die rechtschaffensten Männer gepriesen werden, ihrem, dem Ansehen nach, so glücklichen Leben ein plötzliches Ende zu machen suchen. Sie kennen doch den reichen Geldwechsler X. in Z..? Niemand weis ihm etwas böses nachzusagen. Auch ist er so wenig ein Melancholikus, daß er vielmehr in allen Gesellschaften jederzeit der Lustigste gewesen ist. Und doch — (können Sie sichs wohl einbilden?) hat man ihn vor kurzem halbtodt aus dem vor seinem Garten vorbeyfließenden Kanale gezogen, worein er sich, seinem Geständnisse zufolge, aus einer schleunigen Anwandelung von Lebens-Ueberdrusse gestürzt hatte.

335.

In W.. ereigneten sich vor einigen Jahren binnen 8 Tagen 6 Selbstmorde. Bey dieser Gelegenheit machten einige Engländer, die sich eben damals daselbst aufhielten, die scharfsinnige Bemerkung, „daß meistens am Ende kalter Winter, wann die Witterung zum Warmen übergeht, die Selbstmorde, in der Mitte des kalten Winters aber die Todtschläge geschehen.“ — Eine artige Hypothese, in Wahrheit!

heit! nur Schade, daß sie wenig Grund hat. Viel glaubwürdiger kömmt es mir vor, daß die Selbstmörder zu Anfange des Frühlings Leute sind, die sich durch tausend sündliche Winterlustbarkeiten um Vermögen und Gemüthsruhe gebracht haben, oder die durch die harten und nahrungslosen Winter-Monate in Armuth und Verzweiflung gerathen sind. Die Todtschläger hingegen mitten im Winter halte ich für solche, die entweder keine Arbeit finden können, noch wollen, und die daher an Brodte und Holze Mangel leiden. Alle, überhaupt betrachtet, sind zuverläßig Menschen, denen es an Furcht vor Gott, an Vertrauen auf denselben, und, mit einem Worte, an wahrem Christenthume fehlt.

336.

Der berühmte D. Xantus, welcher die christliche Religion gar zu gern in eine ganz neue Form umgeschmolzen hätte, stürzte sich vor einiger Zeit in den Fluß, und ersäufte sich. Man öffnete den Körper, und fand die Ursachen dieses verzweifelten Entschlusses blos in dem schwarzen Blute, in der verknöcherten Hirnschaale, in der verschlemmten Zirbeldrüse u. s. w. Welches die Seele des armen Mannes auf einmal in die größeste Unordnung gebracht hatte.

Gleichwohl war derselbe, nach der Aussage aller seiner Bekannten, stets von heiterm Temperamente und von Natur niemals zur Schwermuth geneigt gewesen. — Daß man doch in unsern Tagen alle Ursachen des Selbstmordes so gern in dem Körper zu suchen pflegt! —

337.

Wenn einst die Pharisäer und Schriftgelehrten den verrätherischen Judas, welchem sie wohl wollten, nachdem er sich erhenkt hatte, und von einander geplatzt war, hätten seciren lassen wollen, so würden sie vielleicht gefunden haben, daß er ein sehr dickes und schwarzes Blut in allen Gefäßen, dicke, schwarze Galle in der Gallenblase, starke Verknöcherungen unter der Hirnhaut, eine äußerst verschlemmte Zirbeldrüse, und am Bauche eine gar zu dünne Haut gehabt habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Von einer merkwürdigen Preis-Aufgabe.

338.

Eine Gesellschaft guter Freunde, welche die Gewohnheit hat, allerley zum Theil moralische, zum Theil historische, politische, oder ökonomische Preisfragen aufzuwerfen, machte durch ihren beständigen Sekretär, mittelst eines öffentlichen Anschlags an die Thüre ihres Versammlungssaales, ohnlängst nachstehende bekannt:

„Warum behält man in unsern erleuchte-
„ten Zeiten, wo man jedes alte Vorurtheil
„auszurotten, und besonders jedes Ueber-
„bleibsel des papistischen Sauerteigs aus-
„zufegen sucht, die unnützen Domkapitel
„und adlichen Stifter noch bey? — Und
„warum, daferne man hierzu ja seine gu-
„ten Gründe haben sollte, ist es durchaus
„nothwendig, daß die Domherren oder
„Mitglieder solcher Stifter 16 Ahnen zäh-
„len müssen?“ —

Der Preis, welchen man auf die beste und genugthuendste Beantwortung dieser Frage setzte, bestand aus 20 vollwichtigen Holländischen Randdukaten. Es wurden hierauf dem Sekre-

tär der Gesellschaft von einigen Gelehrten, denen die Nachricht hiervon zu Ohren gekommen war, verschiedene scharfsinnige, diese Frage betreffende Abhandlungen zugesandt, wovon ich hier nur die vornehmsten auszugsweise mittheilen will:

A. Die Domkapitel, oder adlichen Stifter hat man bisher, meinem Bedünken nach, aus keiner andern Ursache beybehalten, als weil noch Niemand ernstlich an die Nothwendigkeit gedacht hat, sie abzuschaffen. — Gleiche Bewandniß scheinet es mit den 16 Ahnen zu haben, die derjenige schlechterdings muß zählen können, der in ein solches adliches Stift oder Domkapitel aufgenommen zu werden begehret. Man hat sich noch nicht die Mühe genommen, die Ursachen, warum sie eigentlich erfodert werden, zu untersuchen.

B. Daß die Domkapitel fromme und zur Ehre Gottes abzweckende Stiftungen wären, dies zu glauben, wird sich wohl zu unserer Zeit kein vernünftiger Mensch mehr einfallen lassen. Man behält sie aber, meines Erachtens, darum noch bey, weil man sonst nicht wissen würde, was man mit so vielen Domherren, die eine solche müßige

Lebens-

Lebensart einmal gewohnt sind, anfangen sollte. — Was die 16 Ahnen anbetrift, diese könnten zwar allenfalls, der Beybehaltung der Kapitel unbeschadet, zu unsern Zeiten hinwegfallen, da aber die damit versehenen Adlichen einmal noch fest an diesem lächerlichen Vorurtheile kleben, so läßt man sie, zur Vermeidung größerer Uebel, die aus ihrem beleidigten Stolze etwa erwachsen möchten, so lange darinne unberuhiget, bis sie selbst einmal anfangen werden, selbiges einzusehen, und sich davon loszureißen — worüber aber nun freylich wohl mehr, als ein Jahrhundert noch verfließen dürfte. —

C. Die Domkapitel sind zu unsern Zeiten zwar nicht mehr das, was sie ehemals waren, da man sie, abergläubischer Weise, für gottselige Stiftungen hielt; weil aber doch dieselben eine Art von Krankenhäusern vorstellen, in welchen schwache Köpfe, die sich zu sonst nichts schicken, standesmäßig unterhalten werden, so duldet sie der Staat aus eben der Ursache und mit eben dem Rechte, wie andere Hospitäler. — Anlangend die 16 Ahnen, die sich auf dem Stammbaume desjenigen befinden müssen, der seinen kranken Sohn in einem solchen

adlichen Spitel aufnehmen und veralimentiren lassen will, so trägt noch gegenwärtig jeder Landesherr, diese im Grunde eitle und thörichte Bedingung zu unterschreiben, um desto weniger Bedenken, je deutlicher er überzeugt ist, und durch so viele Beyspiele überzeugt seyn muß, daß Stolz und Dummheit die gewöhnlichsten Erbübel altadlicher Familien sind, und daß um deswillen vorzüglich auf die gute Versorgung ihrer Abkömmlinge Rücksicht genommen werden müsse. —

D. (Von der vierten Abhandlung, die am weitläuftigsten gerathen ist, will ich nur den Anfang hersetzen, und den Leser daraus auf das übrige schließen lassen:)

„Der Mensch, von Natur zum Bösen geneigt, läßt sich in keinem Laster weniger gern beeinträchtigen, als in der Faulheit und im Stolze. Diese beyden moralischen Uebel haben von jeher Mittel gefunden, sich nicht nur vor der Welt ein erlaubtes Ansehen zu geben, sondern auch sogar sich mehr, als irgend eines, wenn ich so sagen darf, zu privilegiren. Aus dieser Ursache u. s. w." Der Verfolg und die Anwendung hiervon ist leicht zu errathen

then. Kurz, der Verfasser, der ein großer Menschenkenner zu seyn scheinet, und immer viel gute Lehren mit unterlaufen läßt, hält es, nach reifer Ueberlegung, für äusserst schwer, wo nicht gar für unmöglich, die einmal eingeführten adlichen Stifter, mit samt dem gewöhnlichen Requisito der 16 Ahnen, ins Reich der Unwesen, wohin sie, seiner Meynung nach, eigentlich gehören, zu verweisen. —

E. (Bey der letztern Abhandlung, die ich meinen Lesern hier mittheilen will, und die, ihres besondern Inhalts wegen, vorzüglich bemerkt zu werden verdienet, wird sogleich ein jeder darauf fallen, daß sie aus der Feder eines adlichen Skribenten geflossen seyn müsse. Da sie, so wie die vorhergehende, sehr weitläuftig abgefaßt ist, so will ich sie ebenfalls ins Enge ziehen, und von ihr, so zu sagen, nur die Quintessenz liefern:)

„Gleichwie man schon unter den Thieren einen beträchtlichen Unterschied wahrnimmt, indem immer eines edler und vortrefflicher ist, als das andere: Eben so ist es auch in Ansehung der Menschen, unter welchen es adliche Geschlechter giebt, und

bür-

bürgerliche. Nun wagt es so leicht doch Niemand, die Gewohnheit derer zu tadeln, welche z. B. einen Papagey in einen vergoldeten Käficht setzen, und darinne mit Semmel, in Wein getunkt, speisen, ohne daß sie dafür demselben etwas anders zumuthen, als einige Worte, ohne Verstand und Nachdenken auszusprechen. Wie sollte es denn also nicht höchstverwegen und unbillig seyn, jene uralte und höchstlöbliche Gewohnheit, nach welcher man eine Person von Adel, mehr ihrer 16 Ahnen, als persönlichen Meriten wegen, in ein hochwürdiges Domkapitel aufnimmt, sie standesmäßig darinne unterhält, und dafür nichts weiter von ihr fodert, als daß sie ihre bestimmten horas, mit Absingung alter lateinischer Gesänge, wobey eben nicht viel gedacht werden darf, entweder selbst abwartet, oder durch ihren Vicarium abwarten lässet, in unsern fälschlich so genannten erleuchteten Zeiten abschaffen zu wollen? u. s. w.

Nachdem sich die Gesellschaft diese und noch einige andere bey ihr eingelaufene Abhandlungen mehr als einmal hatte vorlesen lassen, so war sie zwar eine Zeitlang ungewiß, welcher unter

den

den angeführten sie den Preis zuerkennen sollte, da fast eine jedwede, ihrer Gründlichkeit und scharfsinnigen Bearbeitung wegen, ein besonderes Recht dazu zu haben schien. Endlich wurde dieselbe, nach sorgfältiger Ueberlegung, schlüßig, ihn der dritten, als der würdigsten, das Accessit aber der darauf folgenden, die jener am nächsten kömmt, zu ertheilen. Das sonderbarste hierbey war, daß, als man den versiegelten Zettel, worauf der Nahme des Verfassers stund, eröffnet hatte, man nicht ohne grosses Erstaunen wahrnahm, daß diese Abhandlung nicht nur selbst ein Adlicher, sondern, was noch mehr ist, ein sechzehnahnichter Domherr verfertiget, und sich durch selbige den Preis von 20 Dukaten rühmlichst erworben hatte. Vermuthlich hat er dieselbe zum Spaß, oder in der Absicht geschrieben, der Welt zu zeigen, daß man ein altadlicher Domherr, und doch auch zugleich ein verständiger und unpartheyischer Mann seyn könne.

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vermischten Inhalts.

339.

Wer immer Andere verbessern will, und glaubt, daß das, was er erst seit gestern gelernt hat, außer ihm Niemand wisse, der ist von einem eben so schlechten Verstande, als Umgange, eben so dumm, als stolz.

340.

Dorant und Strephon sind die vertrautesten Freunde, die nichts vor einander geheim halten. Werden sie es lange bleiben? — Ich wollte es ihnen gönnen. Allein ich fürchte, daß ihre Freundschaft und Vertraulichkeit nicht länger dauren werde, als es ihre zänkischen Weiber für gut befinden werden.

341.

Je schneller und hitziger sich eine Freundschaft anhebt, um desto geschwinder nimmt sie wieder ab und erkaltet.

342.

Wahre Freundschaften entstehen allmählig. Man muß sich erst kennen lernen, um sich hochzuschätzen. Nur der Liebe ist es eigen, sich plötzlich zu entzünden.

343.

Es giebt Familien, die äußerlich im Schooße der Ruhe und des Glücks zu leben scheinen, und die sich doch innerlich in der größesten Verwirrung und Unzufriedenheit befinden.

344.

Damon besitzt die ansehnlichsten Güter und Ehrenstellen. Sein Haus, seine Kleidung, seine Dienerschaft, seine Equipage, seine Tafel, alles zeuget von dem erstaunenswürdigsten Ueberflusse. Eine Menge Klienten umringen ihn, so oft er sich sehen läßt. Man macht ihm die Aufwartung, wie einem Prinzen. Ist wohl jemand glücklicher, als Damon? — Glücklicher? o ja, sehr viele! Sogar der Bettler ist es, dem das nicht fehlt, was ihm mangelt — ein gesunder Leib und ein ruhiges Herz.

345.

Man geht oft zu Jemanden mit dem festen Vorsatze, ihm eine Sache, die er nicht wissen soll, zu verschweigen, und verläßt ihn bald darauf mit dem größesten Verdruße, sie ihm dennoch entdeckt, oder vielmehr sich selbst gegen ihn verrathen zu haben.

346.

Je größer das Glück ist, je weniger ist es von Dauer. Nicht, als ob es ein Wesen wäre, das,

das, wie die Heiden dichteten, die Veränderung liebte, sondern weil sich gemeiniglich eines oder mehrere Laster dazu gesellen, die sich nicht damit zu vertragen scheinen, und daher diejenigen, die es besitzen, desselben verlustig machen. — Solche Laster sind Stolz, Vermessenheit, Ueppigkeit, Schwelgerey, Faulheit. —

347.

Viele Tugenden und Laster stoßen mit ihren äußersten Enden an einander. So grenzen Ehrliebe und Ruhmsucht, Sparsamkeit und Geiz, Freygebigkeit und Verschwendung, Demuth und Niederträchtigkeit, Liebe und Wollust. — Wer eine dieser erstgenannten Tugenden übertreibt, der fällt sogleich in das ihr entgegengesetzte Laster. — Medium tenuere beati! —

348.

Die meisten Zwistigkeiten und Feindschaften haben ihren Ursprung in einem Mißverständniße, und werden entweder gar unterbleiben, oder sich sogleich endigen, daferne man sich allemal über seine Worte gehörig erklärte, oder sich die des Andern gehörig erklären ließe.

349.

Alciphron lebte vor etlichen Jahren noch in einer so großen Dunkelheit, daß er auf der Gasse unbemerkt daher schlich, und man ihn kaum,

kaum, dem Namen nach, kannte. Seitdem er aber, wie man sagt, in der Handlung glücklich gewesen ist, und das große Loos in der Lotterie gewonnen hat, ist er auf einmal ein geehrter und angesehener Mann geworden. Man ringt nun gleichsam nach seiner Bekanntschaft, bückt sich vor ihm bis auf die Schuhe, und überhäuft ihn bey jedem Worte, das er vorbringt, mit tausenderley schmeichelhaften Komplimenten. Wird man ihn außer seinem Hause gewahr, so verfolgt man ihn mit den Augen, so weit man ihn sehen kann, und ruft einander mit einem bedeutenden Blicke zu: Sehen Sie! dort geht Alciphron. — Die Frauenzimmer lächeln ihn von allen Seiten freundlich an, zumal da sie erfahren haben, daß seine kränkliche Frau bald eine Nachfolgerin brauchen dürfte. Die Geistlichen sogar wetteifern um seinen Beyfall, und neiden einander um das Glück, sein Beichtvater zu seyn. Ein jeder unter ihnen möchte gern diesem freygebigen Sünder die Absolution ertheilen, ungeachtet Juden und Christen wissen, daß die Reue so wenig seine Sache ist, als der Glaube.

350.

So oft man öffentlich den Tod eines Mannes von Stande und Vermögen ankündiget, so

wird man auch allezeit von ihm rühmen, er sey ein Mann von großen Verdiensten, ein guter Bürger, ein thätiger Christ, ein liebreicher Menschenfreund, ein rechter Vater der Armen, und kurz, ein Mann von einer anerkannten Tugend und Rechtschaffenheit gewesen. — Hiervon ist oft kein einziges Wort wahr. — Vielmehr ist dieses so übertriebene Lob in den meisten Fällen weiter nichts, als eine niederträchtige Schmeicheley, die man noch zu guter letzt dem Schatten und der Familie eines reichen und vornehmen Mannes macht.

351.

Staz glaubet, daß er wohl zu reden wisse, weil er immer redet; allein, meines Erachtens, weis der gar nicht zu reden, der gar nicht zu schweigen weis *).

352.

Beklage dich nicht, Theron! über deine Freunde, daß sie dein Geheimniß nicht bey sich behalten haben. Beklage dich über dich selbst, daß du es nicht zuerst bey dir behalten kontest.

353.

Mäv schweiget, weil er nicht zu reden weis.

Bav

*) Loqui ignorabit, qui tacere nescit. — Auson. in Pittaci Sentent.

Bav redet, weil er nicht zu schweigen weis. — Mäv ist klüger, wie Bav.

354.

Der armgewordene Reiche weis sich öfters in sein Schicksal besser zu finden, als der reich gewordene Arme. Gemeiniglich macht der Reichthum den, der ihn nicht gewohnt ist, aufgeblasen: Die Armuth aber den, dem sie noch fremd ist, weniger niedergeschlagen, als, sich in die vorigen Umstände zu versetzen, geschäftig.

355.

Mancher legt sich in der Jugend auf eine Wissenschaft, oder auf eine Kunst, von welcher er hernach in seinem ganzen übrigen Leben keinen Gebrauch machen kann.

356.

Viele Arme halten sich nicht eher für glücklich, als bis sie den Sturz der Glücklichen ehen *).

357.

Ein allgemeines Lob hat oft nur wenig Menschen von Ansehen zu Urhebern. Was diese sagen, das sagen die übrigen nach. — Man weis

*) Nec sibi felix pauper habetur,
Nisi felices cecidisse videt. — Seneca in Herc. Oeteo.

ja überhaupt, daß die Stimme des Pöbels nur das Echo der Großen ist. —

358.

Die Art zu geben verringert oder erhöhet das Geschenk, je nachdem dieselbe angenehm oder unangenehm ist. — Die Freundlichkeit des Gebers würzet gleichsam die Gabe, und macht den Empfänger glauben, daß er durch Annehmung derselben, jenem einen eben so großen Dienst erzeige, als sich selbst. — Im Gegentheil empöret eine Art von Härte und Verdruß, die sich auf dem Gesichte des Gebers verbreitet, allezeit denjenigen, der etwas empfängt, und er verwünscht heimlich sein Schicksal, das ihn nöthiget, von einem so mürrischen Wohlthäter etwas anzunehmen.

359.

Klitander schwöret alle Augenblicke, daß er die Wahrheit sage, und er saget sie niemals. Der Mann weis, wie es scheinet, daß seine Worte Betheurungen brauchen, um geglaubt zu werden: Aber das scheinet er nicht zu wissen, daß an diesen Betheurungen vornehmlich die Schuld liegt, daß ihnen Niemand glaubt.

360.

Die Gewölber sind geöffnet. Die Waaren stehen zum Verkaufe da. Der Liebhaber betrach-

trachtet sie, und läßt sich den Preis sagen. Man bietet und bietet wieder. Man versichert auf Ehre, und wenn das nicht helfen will, bey Gott, (ein Schwur kostet hier so wenig, als eine Lügen,) dieß sey der genaueste Preis. Man übertheure Niemanden. Man habe die Waare selbst kaum dafür. Man solle nur ihre Güte ansehen. Man suche nichts dabey zu gewinnen. Es sey blos um ein andermal, und was dergleichen Reden mehr sind. Zuletzt schließt man den Handel, zahlet das Geld aus, nimmt es in Empfang, und der Betrug ist geendiget.

361.

Was für ein Lärm! man hört ja sein eigen Wort nicht! Was giebts denn dort unter den beyden Herren, die kurz vorher so vertraut mit einander redeten? — Sind sie über ihren Punsch uneinig geworden? — Nein! — Worüber denn? — Ueber den Türkenkrieg! — Der eine will ihn durchaus, um das Gleichgewichte von Europa zu erhalten, durch die Dazwischenkunft anderer Mächte, binnen zwey Monaten geendigt wissen; der andere hingegen will ihn schlechterdings mit Nachdruck fortgesetzt haben, um die Freude zu genießen, von den Russischen in Konstantinopel aufgesteckten Fahnen bald in allen Zeitungen zu lesen. — O über die Narren!

362.

Der Arme hilft den Reichen noch reicher, der Reiche hingegen den Armen noch ärmer machen*).

363.

Salomo wurde aus einem eifrigen Gottesverehrer nach und nach ein duldsamer Indifferentist, leistete seinen heidnischen Weibern, wenn sie auf die Höhen gingen, ihren Götzen zu räuchern, auf eine galante Weise Gesellschaft, sahe daselbst ihren Opfern hochgeneigt zu, opferte endlich aus Gefälligkeit selbst mit, und verleitete hierdurch das Volk zu gleicher Geringschätzung der einzigen wahren Religion. — Ein warnendes Beyspiel für euch, ihr Herren Geistlichen! die ihr euch der Welt durch eine allzugroße Nachgiebigkeit gegen ihre Meynungen und Laster so gern angenehm zu machen sucht.

364.

Einst, da Lysander die ansehnlichsten Aemter besaß, war er im Stande, vielen zu dienen, und dienete Niemanden. Itzt, da er sie verloren hat, und als ein Privatmann lebt, will er allen, und kann Niemanden dienen.

365.

Das sicherste Mittel wider die Verzweiflung, wel-

*) Quam inique comparatum est, qui minus habent, Ut semper aliquid addant divitioribus. Ter. in Phorm.

welches die Natur, oder der Schöpfer derselben den Menschen verliehen hat, ist die Vergessenheit. Mancher glaubt in den ersten Augenblicken eines großen Verlusts, ihn nie aus den Gedanken verlieren, oder nicht lange überleben zu können, der doch nach Verlauf weniger Tage ziemlich gelassen daran zurückdenkt. Neue und zum Theil angenehme Gegenstände zerstreuen seine finstern Ideen, und machen in seiner Seele hellern Vorstellungen Raum. Vergebens sucht er seine tödtende Traurigkeit mit Gewalt zu nähren. Sie stirbt unter den Händen der Zeit, damit er noch ein wenig zu leben fortfahren kann.

Dorine will in den ersten Tagen nach dem Tode ihres Gatten verzweifeln. Sie schreyt so laut, daß man es über drey Häuser hören kann. Acht Tage nachher wird sie ruhig, sieht ein, daß das Schwarze sie vortreflich kleidet, und denkt schon ernstlich daran, wie sie von neuem gefallen und den Verlust des Verstorbenen ersetzen möge. — Wenn sie ja noch Thränen vergießt, so geschieht es deswegen, weil sie weis, daß sie die Frauenzimmer reizender machen.

366.

Man muß nicht so ängstlich nach der Auf-

führung desjenigen forschen, welchem man eine kleine Wohlthat mittheilen will. Aber vorsichtig muß man seyn, wenn man Jemanden eine große erweisen soll. Denn oft ist es eben so gefährlich, einem bösen Menschen Gutes, als einem Guten Böses zu thun *).

367.

Die Gewohnheit der Mannspersonen, sich überall, wo Frauenzimmer sind, zu versammeln, giebt vielen Predigern eine Menge Zuhörer, welche sie außerdem gewiß nicht haben würden.

368.

Herr von Olberndorf hat Güter und bekleidet Würden, wobey er ohne Sorgen leben und der Welt nach seinen Fähigkeiten nützen könnte. Allein nicht hiermit zufrieden, sinnet er auf Mittel, sich durch Beförderung des vaterländischen Gewerbes bey Hofe angesehen, und beym Publico beliebt zu machen. Er hat hierzu freylich weder Verstand, noch Beruf; aber untersucht dies wohl ein Mann, welchen der Stachel der Ehrsucht zu großen Unternehmungen treibt? — Von Olberndorf legt weitläuftige Fabriken an, verschreibt ausländische Arbeiter dazu, verwendet sein sämmtliches Vermögen darauf

*) Malo benefacere tantundem est periculi, quantum bono malefacere. — Plaut. in Penulo.

darauf, borgt noch viel fremdes dazu, wird betrogen, und betriegt andere. Man nimmt ihm Güter und Ehrenstellen, und läßt ihm nichts, als den leidigen Trost, auf die wirkliche Bosheit seiner Fabrikanten, und den vermeyntlichen Undank seiner Landesleute schimpfen zu können. Ein Anderer an seiner Stelle würde über einen solchen Geld- und Ehren-Verlust untröstbar seyn; aber da von Olberndorf von der Natur eine gute Portion Leichtsinn empfangen hat, welchen er thörichter Weise Philosophie nennet, so findet er hierinne gar bald Mittel, sich zu beruhigen. Nach und nach bringt er es in dieser seltsamen Philosophie so weit, daß er sich weder durch die schimpfliche Lebensart eines Schmarozers, noch durch das elende Handwerk eines Postenträgers zu verunehren glaubt. Wo er nur eine Feuereſſe rauchen sieht, da scheinet ihn auch ein gedeckter Tisch zu erwarten. Wird er abgewiesen, (welches ihm, der vielen Stadtneuigkeiten, womit er sich angenehm zu machen sucht, ungeachtet, leider! gar oft begegnet,) so wird er darüber keinesweges beschämt, sondern er kehret entweder wo anders ein, oder speiset, wenn überall nichts für ihn ist, auf Konto. Alle reiche Leute sind seine Freunde, die er auf ihren Landgütern, wenn sie welche haben, fleißig be-

sucht, und nicht eher wieder von ihnen hinweggeht, als bis sie selbst ziemlich nachdrücklich ihn an die Heimreise erinnern. In den Häusern, wo er am öftersten Zutritt hat, und wo man zu bescheiden ist, ihm unhöflich zu begegnen, nimmt er sich die ungeziemendsten Freyheiten heraus, schreibt die Gerichte vor, die er essen will, mengt sich in Familiensachen, und verhetzt das Gesinde wider die Herrschaft, und die Herrschaft wider das Gesinde. Auch dieses gehöret mit zu seiner Philosophie; denn ein Weiser muß sich um alles bekümmern. Im Uebrigen bringet er seine Morgenstunden, wenn er in der Stadt ist, entweder damit zu, daß er in einigen neuen Modeschriften blättert, blos um in einer witzigen Gesellschaft gelegentlich davon plaudern zu können, oder damit, daß er dienstsuchende Personen bey sich zur Audienz läßt, die er hier und da empfehlen und versorgen zu wollen vorgiebt, oder damit, daß er an einige seiner Bekannten Briefe schreibt, worinne er sich selbst bey ihnen für den Mittag oder den Abend zu Gaste bittet. Von 3 Uhr an Nachmittags hat er die Gewohnheit, herum zu schlendern, und bey seinen ärmern Bekanntschaften Besuche abzustatten, bey welcher Gelegenheit man ihn oft in den schlechtesten Häusern herumkriechen sieht. Auch dieses

ses soll bey ihm für einen Beweis seiner praktischen Philosophie gelten, und geschieht von ihm unter dem Vorwande, seine Klienten, die er des Morgens in seiner Wohnung gesprochen hat, noch genauer kennen zu lernen, und sich von der Wahrheit ihrer Aussagen durch den Augenschein zu versichern. Dabey soll er sich, wie man sagt, gegen die hülfsbedürftigen Frauenzimmer besonders auszeichnen, und sie gar oftmals, sie mögen an einem Orte wohnen, wo, und in einem Rufe stehen, in welchem sie wollen, seiner huldreichen Gegenwart würdigen. — Drauf kommen die Gelehrten an die Reihe, die er, da er ohnedies, einer von ihnen zu seyn, sich einbildet, ohnmöglich vorbeygehen kann. Einigen borgt er neue Schriften ab, andern leiht er welche zum Durchlesen. Diese bittet er um ihr Urtheil über eine. Jenen sagt er es, als das seinige wieder. Zuweilen ergreift er selbst die Feder, und bringt seine Gedanken zu Papiere. O was das für Gedanken sind! — So haben sie Pascal und Beaumelle nicht gedacht! — Doch sollen sie das Tageslicht nicht eher zu sehen bekommen, als bis er es selbst nicht mehr sieht: Vermuthlich deswegen, weil er aus Bescheidenheit das Lob der Welt nicht hören will. Unterdessen sollten Sie nur die Briefe lesen, die

er

er so täglich an seine Freunde und Bekannte schreibt. Wahrhaftig diese sind schwerer zu verstehen, als die Episteln Pauli. Es sind nicht bloße δυσνόητα darinne, sondern sogar ἀνόητα. Es scheinet, als wenn er den tiefdenkenden Kant nachahmen wollte. Was Andere mit zehn Worten sagen, das sagt er darinne mit funfzigen. Es ist ein wahres Galimathias. — Es freuet mich, Herr Leser! daß ich Sie, wie ich sehe, auf diesen Mann aufmerksam gemacht habe. Wollen Sie ihn etwa persönlich kennen lernen? — Ich will Ihnen dieses Vergnügen zu verschaffen suchen. Morgen, oder vielleicht heute noch, soll er gewiß bey Ihnen seyn. „Sie verreisen morgen?" — Das thut nichts; er reist mit. — „Wie? zehn Meilen von hier und drüber?" — Und wären es zwanzig! er reist mit, sage ich Ihnen. Sein Bündel ist bald zusammengeschnürt. Ueberdies kömmt er mit dieser Manier seinen Schuldleuten eine Zeit lang aus den Augen, und erweitert zugleich seinen Bekanntschafts-Kreis. — „Mürrisch?" — Ganz und gar nicht. Er wird Sie auf tausenderley Art zu belustigen suchen. So alt er ist, (und er ist nahe bey seinem großen Stufenjahre,) so jung thut er noch. Er spielt blinde Kuh mit, wenn Sie's haben wollen. Vor seiner Religion

ligion dürfen Sie sich auch nicht fürchten; er hängt darinne den Mantel nach dem Winde. Einer Bethschwester liest er Psalmen vor, und einer Buhlerin lyrische Gedichte. — „O wie verdrüßlich Sie aussehen! Es scheinet nicht, als ob Sie Lust hätten, den Hrn. von Olberndorf persönlich kennen zu lernen. Vielleicht mißfällt Ihnen wohl gar sein Charakter." — Ja! ich leugne es nicht, ich halte ihn für übertrieben. — Ich bitte um Vergebung, mein Herr! und ich halte ihn für sehr natürlich, und berufe mich zugleich auf die Erfahrung, indem es nicht leicht eine große Stadt geben wird, in welcher nicht, (doch unter andern Umständen,) ein Olberndorf anzutreffen seyn sollte.

369.

Herr Tulpe ist der Weltweisheit und beyder Rechte Doctor, Professor der ganzen Rechtsgelehrsamkeit, Hof- Stadt- und Land-Advokat, Beysitzer eines gewissen Kollegiums, Autor und — was ist er nicht noch? — Demungeachtet ist er öfters nicht im Stande, die Wäscherin und den Briefträger zu bezahlen. Es ist wahr, seine jährlichen Einnahmen, blos von seinen Prozessen und Privat-Kollegien, sind beträchtlich, aber noch weit beträchtlicher sind seine jähr-

jährlichen Ausgaben, wenn man nur das rechnet, was ihm der Schneider und der Weinschenke kosten. Nicht, als ob er diese dienstfertigen Leute für jedes neue Kleid und für jede Bouteille Champagner sogleich bezahlte; o nein! sondern weil er die Gewohnheit hat, sich ihre Rechnungen nur einmal im Jahre vorlegen zu lassen, so beträgt schon das Drittel, was er ihnen alsdann, nach vielem Laufen und Erinnern, auf Abschlag entrichtet, ein ansehnliches Quantum. Es geschieht bisweilen, daß er 50 bis 60 Thaler auf einmal einnimmt; nun sollte man vielleicht glauben, daß er vor allen Dingen an seine Schuldner denken würde; aber nichts weniger. Vielmehr veranstaltet er davon ein niedliches Souper, worzu er Leute bittet, die zehnmal mehr haben, als er, und die ihn für seine gute Bewirthung heimlich auslachen. Man hat mich einmal versichert, daß, als er einst bey einer solchen Gelegenheit, gegen das Ende des Schmauses, kein Geld mehr gehabt, die Herren Musiker zu bezahlen, die er hatte zum Tanze aufspielen lassen, er genöthiget gewesen wäre, zwey Species-Thaler für sie bey seinem Bedienten zu borgen. Da er zugleich Autor (weniger für die Ehre, als für das Geld,) ist, so hat sein Verleger die größeste Noth mit ihm; denn

er

er soll ihm das Honorarium sogar für Bücher pränumeriren, die er noch nicht geschrieben hat. — O wie oft hat er nicht zum Voraus Anweisungen auf seinen Gehalt gegeben, blos weil es ihm an Gelde fehlte, sich ein neues Atlas-Kleid, oder ein halb Dutzend Modestühle mit Stahlfedern machen zu lassen! — Und o wie manches Mal hat er sich nicht in Gefahr befunden, alle seine Aemter, bis auf das eines Autors, zu verlieren, blos weil er so nachläßig gewesen war, längst gefällige Wechselschulden, worauf er ausgeklagt werden sollte, zu berichtigen! —

Uebrigens ist der Herr D. Tulpe ein berühmtes Mitglied der ökonomischen Societät zu S.. und hat, als solches, schon manche trefliche Abhandlung über die Kunst zu wirthschaften geliefert. In seinen Prozessen verräth er immer, wie man sagt, viel Langsamkeit, Zerstreuung und Gedächtniß-Schwäche. Man weis mehr, als einen Fall, wo er an eben dem Tage, da er in einer sehr wichtigen Angelegenheit einen entscheidenden Termin abwarten sollte, entweder ein Traktament anstellte, oder zur Lust ins Bad verreiste. Kurz, Herr Tulpe ist in seiner Art ein seltsames Original, das in mancherley

Betrach-

Betrachtung bemerkt zu werden verdienet. Er besitzt Genie und Wissenschaften, das ist nicht zu leugnen; aber zu einem Professor und Advokaten taugt er gar nicht. Am besten würde er sich, meines Erachtens, (doch unter guter Aufsicht,) zu einem Mâtre de Garderobe, Direkteur des Plâsirs oder zu einem Hoffuriere schicken.

370.

Der Herr Doctor, Superintend und Consistorial-Rath Knolz ist ein gelehrter und menschenfreundlicher Mann, der sich auf vielerley Art die Hochachtung der Welt zu erwerben weis. Er ist ein Redner, ein Philosoph, ein Staatsmann, ein guter Gesellschafter, dergleichen man unter den Geistlichen nur wenige hat. Seine Predigten, so abstrakt auch die Wahrheiten sind, die er öfters darinne abhandelt, sagt er mit einer Leichtigkeit her, worüber man erstaunen muß, ob man gleich dabey wahrnehmen will, daß sein Herz an dem, was er vorträgt, weniger Antheil habe, als sein Verstand. Wenn er öffentliche Kandidaten-Prüfungen anstellt, um ihre Tüchtigkeit zum Predigtamte zu untersuchen, so scheinet er nicht sowohl ihre, als vielmehr seine Wissenschaften zeigen zu wollen, ist dabey, wie man sagt, gnädig, welchem er will,

und

und erbarmet sich, welches er will. Ein halb Dutzend Bouteillen Rhein-Wein oder ein guter Kälberbraten verdecken bey ihm manche theologische Unwissenheit und manchen Fehler im Predigtamte. Die ärgerliche Geschichte mit seiner Haushälterin, die er ohnlängst zur Wiederherstellung ihrer verfallnen Gesundheit einige Wochen aufs Land that, und die sich nun wieder in der nehmlichen Qualität bey ihm aufhält, hat, die Wahrheit zu sagen, viel Aufsehen in der Stadt gemacht, und den bösen Mäulern nicht wenig Stoff zu lästern gegeben. Daß er aber in puncto puncti unschuldig seyn müsse, kann man sehr wahrscheinlich daraus schließen, weil er fast in allen Predigten sehr heftig auf das Laster der Unzucht schmählt. Er müste der unverschämteste Mann von der Welt seyn — er hat aber doch auch so oft wider den Zorn geeifert, und in mehr, als einer Predigt gesagt, daß ein zorniger Mann nichts, als Hader anrichte. Gleichwohl ist es etwas bekanntes, daß er dieser Leidenschaft selber unterworfen ist, und sich mit allen seinen Kollegen, oft um Kleinigkeiten willen, zankt; wie er sich denn sogar einmal mit einem derselben, blos eines Aufgebots wegen, in der Sakristey geprügelt haben soll. Indessen aber muß man ihm gleichwohl den

Ruhm lassen, ein fruchtbarer geistlicher Schriftsteller zu seyn, der schon manche gute Abhandlung in den Druck gegeben hat. Unter andern sind mir nachstehende von ihm bekannt geworden: „Von der Art, wie ein Prediger sein Amt würdig führen müsse; ein Pastoral-Schreiben des Hrn. D. Knolz an die ihm untergebene Geistlichkeit. — Von dem Siege über die Sinnlichkeit, als einem sehr glänzenden Ruhme für Bekenner, besonders für alle Diener des Evangelii; eine Predigt, bey einer gewissen Gelegenheit gehalten. — Gründlicher Beweis, daß es einem Prediger nicht unanständig sey, zweyerley Religionen, eine zu Hause, und die andere auf der Kanzel, zu haben, dem Hrn. D. S... zugeeignet. — Item, Beweis, daß man ohne evangelische Texte doch sehr evangelisch predigen könne, mit einer Stelle aus dem Leben Sokrates erläutert. — Erbauliche Betrachtung der Worte: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie; eine Predigt, ebenfalls auf eine besondere Veranlassung gehalten. — Untersuchung der Frage: Ob es wahr sey, daß der Teufel die Geistlichen mehr, als andere Leute anfechte? Eine Piece von zwey Bogen, die er in eine gewisse Monatsschrift hat einrücken, und nachher besonders

ders hat abdrucken lassen. — Christliche Trostgründe für mich und meine leidenden Brüder, ihnen und mir zur Beherzigung vorgestellt von D. Ernst Leberecht Knolz; mit einer weitläuftigen Vorrede, worinne der Herr Doktor zu verstehen giebt, daß ihn Gott seit einigen Jahren mit Leichtdornen und Hüneraugen sehr empfindlich heimgesucht habe. — Endlich soll er auch der Verfasser der anonymischen Schrift seyn: Die weislich abgeschafte Kirchen-Buße, ein Glück für die Welt, und eine Ehre für unser Jahrhundert. —

371.

Wer, um einiger Aehnlichkeiten willen, diese Charaktere blos auf sich und seine Bekannten zieht, der versteht sie eben so wenig, als der, welcher sie, gewisser unanwendbarer Umstände wegen, weder auf sich, noch auf Andere passend findet.

372.

Es giebt Leute, für welche es eine angenehme Beschäftigung ist, nach den lächerlichen Originalen satirischer Schilderungen zu forschen. Diese will ich hiermit gehorsamst gebeten haben, entweder sich, in Ansehung gegenwärtiger Cha-

raktere, eine so boshafte, als fruchtlose Mühe zu ersparen, oder lediglich zu ihren eigenen komischen Urbildern die schicklichsten Gemählde darinnen aufzusuchen.

Gedanken
eines Angefochtenen,
oder
(nach der Sprache der Welt,)
eines
Milzsüchtigen.

Κύριε,
Πρόσθες ἡμῖν πίστιν. Luc. 17. 5.

Ein Wort zum Vorberichte.

Nachstehende Gedanken eines meiner Freunde, die ich, auf sein Ersuchen, den meinigen hiermit habe beyfügen wollen, erwarten die liebreichen Gegenerinnerungen eines frommen und gelehrten Beurtheilers. Schwerlich aber werden sich diejenigen Herren, welche den Inhalt derselben mit gar zu orthodoxen oder zu heterrodoxen Augen ansehen, in die Lage des Verfassers hinein denken können, und daher, meines Erachtens, am besten thun, wenn sie sich mit keiner Kritik über seine Zweifel befassen, sondern hier lieber zu lesen aufhören.

I.

Es giebt Unglückliche, die es ihr ganzes Leben hindurch sind, Menschen, die zu lauter Widerwärtigkeiten geboren zu seyn scheinen. Sie mögen bey ihren Geschäften mit noch so vieler Vorsicht zu Werke gehen, sie mögen noch so viel Klugheit anwenden, sich in eine vortheilhaftere Lage zu versetzen; plötzliche, kaum denkbare Zwischenfälle, Hindernisse, die man beynahe für ausdrücklich hierzu geschaffen halten möchte, vereiteln den ganzen, sowohl durchdachten Plan, ihrer Anschläge.

2.

Ich habe, sagt Kleon, wenig Gutes in der Welt genossen. Ich weis nicht, wie es denen zu Muthe ist, die sich von ganzem Herzen freuen. Die Freude, die ich je zuweilen gekostet habe, verdiente sie anders den Namen der Freude, ist doch jederzeit mit Galle und Wermuth vermischt gewesen. Ich will nicht sagen, als ob ich mich von der Vorsehung ganz verlassen zu seyn glaubte.

glaubte. Nein! sie hat wirklich auf mich Acht, und trägt für meine Erhaltung Sorge. Ich würde wider die Erfahrung reden, wenn ich dieses nicht zugestehen wollte. Indessen scheinet es doch, als ob mich dieselbe blos darum zu erhalten suchte, um mich stets neue und noch nie gefühlte Leiden empfinden zu lassen.

3.

Es giebt Bedürfnisse, die durch die Gewohnheit so unentbehrlich geworden sind, als der Genuß des täglichen Brodtes. — Die frühern Weltbewohner kleideten sich in Felle, aßen Kräuter, lebten in Hütten, und befanden sich wohl; denn sie waren rauh erzogen, und wußten es nicht besser. — Wir, ihre spätern Nachkommen, hingegen, müssen, wenn wir uns wohl befinden sollen, sorgfältiger bekleidet gehen, verdaulichere Speisen essen, und in ordentlichen Häusern wohnen; denn wir sind zärtlich erzogen, und von Jugend auf einmal an etwas beßres gewöhnt. — Folglich ist es heut zu Tage ein wahres menschliches Bedürfniß geworden, leichte und nahrhafte Speisen zu genießen, sich mit bequemen Kleidern zu decken, und in ordentlichen Häusern zu wohnen. Wer hieran Mangel leidet, ist elend.

4.

Ich gebe es zu, Eumolp! der Luxs erzeuget unzählige Bedürfnisse, welche die einfältige und genügsame Natur weder hervorbringt, noch zu befriedigen sucht. Allein so wahr und ausgemacht dieses ist, so gewiß und unleugbar ist es auch, daß nicht der Luxus, der eben so zufällig, als veränderlich und schädlich ist, sonder die schon durch die Erziehung zur andern Natur gewordene, und, nach Verschiedenheit der Orte und der Stände, sehr mannigfaltige Gewohnheit eine Menge Dinge nothwendig mache, die größtentheils an sich ganz unschuldig sind, und die uns, wenn wir sie entbehren müssen, der Verachtuug der Welt, und tausend andern Unannehmlichkeiten offenbar blosstellen.

5.

Theophil unternimmt alles; es glückt ihm auch alles. Er sammelt Reichthümer ohne Mühe; er gelangt zu Ehrenstellen ohne Schwierigkeit. Sein Freund Arist, der zehnmal mehr Verstand besitzt, als er, kann sich mit aller Mühe, die er sich giebt, kaum seinen täglichen Unterhalt erwerben, und beschließt zuletzt sein Leben halb in Verzweiflung. Sage nicht, daß dies Schickfale, oder nothwendige Folgen derjenigen Einrichtung sind, die Gott,

im Betreff unsers Wesens, von Ewigkeit her gemacht und festgesetzt hat. Hast du hierinne Recht, Sophron! so beklage ich jeden unglücklichen Arist, der sein hartes Schicksal, sein höchstwidriges Verhengniß weder hinwegbeten, noch hinwegarbeiten kann.

6.

Wäre ich zu einer andern Zeit und unter andern Umständen geboren worden, seufzet Kleant, hätte ich diese, oder jene Naturgabe empfangen, deren Mangel mir an meiner zeitlichen Wohlfarth so oft hinderlich gewesen ist, hätte mich der Schöpfer in vortheilhaftere Verbindungen gesetzt, oder mir mächtige Freunde und Gönner verliehen, was gilts, Kraßus! ich wäre ein so glücklicher Mann, als du, der mir, ohne Eitelkeit zu reden, weder an Verstande, noch an Wissenschaften, noch an guter Aufführung und Lebensart beykömmt.

7.

Abraham und David waren Helden des Glaubens. Ihr behauptet es; ich gebe es zu. Allein so hart auch die Prüfungen seyn mochten, durch welche sie in der Geduld und in dem Vertrauen auf Gott geübt wurden, so waren diese heilige Männer dennoch von dem Mangel leiblicher Bedürfnisse frey, von diesem drücken-

drückenden Mangel, der die Seele, so lange sie an ihre fleischerne Hülle gebunden ist, am heftigsten bestürmet. Und fühlte auch der eine oder der andere wirklich einmal Anfälle eines solchen Mangels, so kömmt doch dieses mit dem, was ich schon so viele Jahre hindurch fühle, in keine Vergleichung.

8.

Der Himmel hat seine Lieblinge, wie die Erde. Gott und seine sichtbaren Statthalter, die Fürsten, verfahren in der Erhebung und Erniedrigung ihrer Unterthanen meistentheils willkührlich. So wie der Töpfer den Thon, so behandeln sie die Menschen. Aus dem einen bilden sie ein Gefäß zu Ehren, aus dem andern ein Gefäß zu Unehren. Wer darf zu einem von ihnen sagen: Was machst du? —

9.

Die Größe der göttlichen Güte, und der von Ewigkeiten hergemachte Entwurf des Schöpfers, zufolge dessen er eine Welt hervorgebracht hat, worinnen es von Unglücklichen aller Art gleichsam wimmelt, die nicht selten der höchste Grad des Schmerzes zwingt, ihr eignes Daseyn zu verfluchen, stehen beyde, ich muß es aufrichtig bekennen, in einem höchstauffallenden Kontraste.

10.

Man sage, was man wolle, von der Nützlichkeit irdischer Trübsale, sind sie so heftig und anhaltend, wie die meinigen, und keine natürlichen Folgen stürmischer Leidenschaften, so haben sie den offenbaren Nachtheil, daß man darüber anfängt, an der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu zweifeln.

11.

Soll ich dir, Allmächtiger! für meine Erschaffung danken, o so würdige mich, gleich andern, die es nicht besser verdienen, ein Gegenstand deiner beglückenden Güte zu seyn. Laß michs empfinden, daß Liebe der Bewegungsgrund war, warum du mich ins Daseyn riefst, oder versetze mich wieder in den ruhigen Staub, woraus du mich gezogen hast.

12.

Was würde man von der Liebe eines Vaters denken, der eines seiner Kinder unaufhörlich stäupete, während dem, daß er die andern, zum Theil schlechter gearteten, mit Wohlthaten überschüttete? — Ich finde, die Wahrheit zu sagen, in einer solchen Liebe sehr viel räthselhaftes, zumal wenn ich mir dabey den Umstand hinzudenke, daß der Sohn solcher Unarten wegen gestäupet wird, die aus Grundtrieben her-

herrühren, welche der Vater in seine Natur gelegt hat, oder die er doch, wenn er gewollt hätte, zuerst anders hätte bestimmen können.

13.

Wüste ich nur nicht das schreckliche Beyspiel eines Esaus, der schon vor seiner Geburt von Gott gehasset wurde, und der nach seinem unglücklichen Falle keinen Raum zur Busse fand, wiewohl er sie mit Thränen suchte, so hätte ich zur allgemeinen Liebe Gottes mehr Vertrauen, und mein Herz wäre ruhiger. Umsonst, ihr scharfsinnigen Schriftausleger! ist die Mühe, die ihr euch gebet, dieser und anderer solcher Stellen, einen mildern Sinn beyzulegen. Ich habe alle eure Arten, sie zu erklären, sorgfältig geprüft. Soll ich euch meine Meynung aufrichtig davon sagen? — Sie sind mir alle sehr gezwungen vorgekommen. Ich habe sie unzureichend befunden.

14.

Die meisten Vertheidiger des göttlichen Verhaltens gegen die Unglücklichen sind, wie die Freunde Hiobs, leidige Tröster und thörichte Vernünftler, oder auch verdächtige Sachwalter desjenigen, der sie vor Andern glücklich gemacht hat, und der sie durch Versetzung in die gegen-

seitige Lage gar bald, eine andere Sprache anzunehmen, bewegen könnte.

15.

O ihr, deren Amt es ist, die Unglücklichen zu trösten! brauchet stärkere Bewegungsgründe, mich zu beruhigen, oder höret auf, mir mit den gewöhnlichen beschwerlich zu fallen. Vergebens saget ihr mir, daß die Leiden, die mich treffen, zu meinem Besten dienen, daß das Glück mir vielleicht schädlich seyn könne, daß mir Gott blos darum so viel Kreuz zuschicke, weil er die Absicht habe, mich dadurch zu bessern, und von der Welt abzuziehen. Ich zweifle, ob dieses wahr sey. Auch könnet ihr es mit nichts andern beweisen, als weil es einmal so ist. Ich will indessen annehmen, daß ihr Recht hättet. Ich will glauben, daß in menem gegenwärtigen Verhältnisse Kreuz und Trübsale eine nothwendige Bedingung zu meinem künftigen Glücke sind. Allein ihr werdet mir dagegen auch zugestehen müssen, daß mich dieselben, wenn sie zu heftig sind, leichter zur Verzweiflung, als zum Vertrauen, und folglich mehr zum Unglücke als zum Glücke führen können, und daß, falls sie zu meiner Besserung und Glückseligkeit ja nothwendig seyn sollten, der Grund von dieser Nothwendigkeit doch nicht

in

in mir selbst liege. Oder stund es dem Schöpfer nicht frey, dem, was in mir denkt und will, gleich anfänglich eine solche Richtung zu geben, daß er in der Folge diese harten Mittel, mich zu bessern, und sich angenehm zu machen, nicht nöthig gehabt hätte? — Allerdings, erwiedert ihr, stund ihm dieses frey. Allein er befand es nicht für gut, dein Wesen anders einzurichten. Seine Weisheit — o schweigt hiervon, glückliche Redner! und erhebet die Weisheit Gottes nicht auf Kosten seiner Güte, der ihr unverdienter Weise so viele herrliche Vorzüge vor mir zu verdanken habt! —

16.

Du hast nicht nöthig, Euphem! mich so ernstlich zu ermahnen, den Schöpfer, statt irdischer Güter, um himmlische zu bitten. Ich habe schon, ohne dein Erinnern, diese in meinem Gebete jenen allezeit vorgezogen. Aber ich kann demungeachtet nicht leugnen, daß ich noch immer unter der drückenden Bürde der leiblichen Bedürfnisse seufzen muß, die, so wenig sie auch mit den geistlichen verglichen werden können, doch von meinem gegenwärtigen Leben schlechterdings unzertrennbar sind. Ist es nun nicht schwer (ich frage dich!) von demjenigen, der mir jetzt in der Noth kaum einen Heller

verwilligen will, dereinst unter andern Umständen eine Million zu erwarten? —

17.

Wer sollte nicht mit Recht vermuthen, daß Gott, nach dem Versöhnungstode seines Sohnes, weit gnädiger, herablassender und vertrauter gegen die Menschen seyn müßte, als er es vor derselben war, und gleichwohl lehret die Erfahrung den leidenden Christen gerade das Gegentheil.

18.

Wenn man die gnädige und, so zu sagen, persönliche Herablassung Gottes erwägt, wovon die Schriften des A. und N. Testaments so viele Beyspiele enthalten, und von welcher die Geschichtbücher der spätern Jahrhunderte nicht eines einzigen gedenken, so sollte man beynahe auf die Gedanken kommen, als wenn sich Gott seit jenen glücklichen Zeiten in sich selbst gleichsam zurückgezogen und von den Menschen entfernet hätte.

19.

Die Schrift rühmet den Glauben Abrahams, und ich lasse demselben alle Gerechtigkeit wiederfahren. Allein ich halte doch dafür, daß der Glaube der Christen ein noch weit größres Lob verdiene. Abraham sahe Gott selbst unter

einer

einer sichtbaren Gestalt, und redete mit ihm, wie ein Freund mit seinem Freunde. Die Christen hingegen müssen sich in den wichtigsten Glaubenslehren, die sie bekennen, blos auf die Zeugnisse Anderer verlassen.

20.

Wenn es wahr ist, daß die persönliche Gegenwart eines Freundes, oder eine mündliche Unterredung mit demselben besser ist, als zehen Briefe, so muß es nicht weniger wahr seyn, daß der nähere und vertrautere Umgang, welchen die Erzväter mit Gott hatten, dem geschriebenen Worte desselben, worinnen er auf eine entferntere Weise mit den Christen redet, weit vorzuziehen ist.

21.

O wie mancher wäre vielleicht gerettet worden, wenn Gott andere Wege mit ihm hätte einschlagen wollen! — Wären die Zeichen, die Christus vor den Einwohnern Jerusalems that, vor denen zu Sodom geschehen, letztere würden, wie der Erlöser selbst saget, im Staube und in der Asche Buße gethan haben.

22.

Der oberste unter den Aposteln, der erste Pfeiler der christlichen Kirche — sollte mans wohl glauben? — Petrus war ein strafbarer

Verleugner seines Herrn und Meisters, und würde das schreckliche Schicksal des Verräthers gehabt haben, wenn nicht Christus ausdrücklich für ihn gebeten hätte. Welch ein überzeugendes Beyspiel, daß es bey Gott ganz willkührlich ist, den Glauben zu geben, oder nicht zu geben, zur Buße zu erwecken, oder nicht zu erwecken, den Sünder zu begnadigen, oder zu verwerfen, ihn zu retten, oder zu verdammen! — Selbst Judas hätte gerettet werden können, wenn Christus für ihn, so wie für Petrum, hätte bitten wollen. Er that es aber darum nicht, damit, wie er selbst sagt, die Schrift, die von einem solchen Verbrecher einmal geweissagt hatte, erfüllt werden möchte.

23.

Niemand schelte den Verräther einen verstockten Bösewicht. Er war es in der That nicht. Seine Hauptleidenschaft war die Begierde nach Reichthum, oder der Geiz. Man sehe an seinem Beyspiele, wie weit derselbe der Menschen führen könne. Daß er übrigens so bald nach seinem Verbrechen den Lohn für selbiges in den Tempel warf, daß er sich vor Unruhe darüber nicht zu lassen wußte, daß er sogar hingieng und sich selbst erhenkte, alles dieses giebt offenbar zu erkennen, wie schnell,

wie

wie gewaltig es ihn reuete, sich so an Gott versündigt zu haben. — Nur ein einziger Strahl von Hoffnung, von Begnadigung — und der itzt zur Hölle Verdammte war gerettet.

24.

Abraham muß den göttlichen Befehl, seinen Sohn zu opfern, entweder für gut oder für böse gehalten haben. Hat er ihn für gut gehalten, so dachte er als ein schlechter Gottesgelehrter. Hat er ihn aber für böse angesehen, so handelte er wider sein Gewissen, da er denselben vollziehen wollte. Mich dünkt, er untersuchte das Moralische dieses Befehls gar nicht, sondern verfuhr hierbey aus bloser Einfalt des Glaubens, gehorchte blindlings, und überließ im Uebrigen die Sache Gott.

25.

Man muß, sagt man, die göttliche Vorhersehung keineswegs mit der göttlichen Vorherbestimmung verwechseln. — Nun wohl! man trenne sie also beyde in Gedanken, wenn man will. Indessen glaube ich doch, daß sie wirklich auf das genaueste mit einander verbunden sind, und daß die erstere aus der letztern gewissermaaßen folget. Wer mir dieses nicht einräumen will, der gewinnet nichts, wenn er auch das Gegentheil behauptet. Denn die Redensarten:

arten: „Gott sähe voraus, was er vorher bestimmt hatte, und: Gott bestimmte zuvor, was er vorhersahe," laufen im Grunde auf eins hinaus. Ja! wenn der Vorhersehe und der Vorherbestimmer nicht einerley Personen wären! — Allein, da es eine und eben dieselbe ist, so kann Gott ohnmöglich etwas vorhersehen, was er nicht selbst freywillig vorherbestimmte, oder wovon er sich nicht bewust wäre, daß er es, wenn er wollte, auf eine andere Art einrichten könnte.

Verbesserungen.

Seite 73. statt Dogmatisen lies Dogmatism. S. 97. No. 164. st. ungläubigen l. abergläubischen. S. 156. No. 251. st. Strotzwitz l. Strohwitz, und statt strotzwitzelt l. strohwitzelt. S. 176. No. 271. Z. 12. st. Gesellschaften l. Gesellschaftern. S. 207. Z. 1. st. erhielt l. behielt. S. 217. Z. 10. st. unberuhiget l. unbeunruhiget. S. 224. No. 348. Z. 3. st. werden l. würden.